

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Württ.
Landes-
bibliothek
Stuttgart

2

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / JUNI 1967



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1967

18. Jahrgang

Zweites Heft — April / Juni

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle drei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 12.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 14.–. – Einzelheft DM 4.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Sarkophag der Kaiserinmutter Adelheid in der Stiftskirche zu Öhringen
Aufnahme Stüwer

INHALT

Die grauen Reiher Gedicht von Ottilie Häußermann ...	69
Die Waldenburger Landschaft – ihr Schutz und ihre Pflege Von Hans Mattern und Heinrich Henn	70
Vom Wandel des Waldes Von Friedrich Karl Erbprinz zu Hohenlohe-Waldenburg	84
Das Kupfermoor – ein altes und doch neues Naturschutzgebiet Von Oswald Rathfelder	92
Denkmale der Geschichte in Öhringen Von Karl Schumm	102
Zur Baugeschichte der Öhringer Stifts- kirche Von Eberhard Knoblauch	106
Zu erneuerten Kirchen im Hohenloher Land Von Peter Haag	111
Johann Jakob Schillinger, Hofmaler in Öhringen Von Karl Schumm	125
Aus dem musikalischen Leben im alten Öhringen Von Ernst Seeger	129
Die wirtschaftlichen Probleme des frän- kisch-hohenlohischen Raumes Von Finanzminister a. D. Dr. Her- mann Müller, MdL	133
Zwischen Langenburg und Kupferzell (C. J. Weber) Von Rudolf Schlauch	137
Linde Von Friedrich Alfred Schmid Noerr ..	142
Das Blautal macht von sich reden Von Walter Kittel	147
Buchbesprechungen	149
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	154

Die grauen Reiher

Mancher Mond ging auf und manche Sonne
seit dem Abend, da im grünen Jagsttal
wandernd ich erstieg die Buchenhöhe,
welche ist der grauen Reiher Heimat.
Und doch ist bis heute unvergessen,
was sich dort mir seltsam offenbarte.

Um die Ostern war es und im Walde
stand die Anemone wie ein Himmel,
der mit Wolken überdeckt die Erde.
Aber kühl noch war es in den Lüften,
und von Feuchte einen dichten Schleier
mußte kühn die Sonnenmacht durchdringen.
Ja, sie tat's und reicher als im Sommer
glühte durch den Dunst ihr goldnes Auge,
Wald und Hügel, Blum' und Gras umfangend.

Aber droben auf den Buchenbäumen
saßen an die fünfzig graue Reiher,
und sie saßen, die am Tage fischten
mit Gestelz und Schreien in dem Flusse
still und stiller auf den kahlen Kronen,
kaum daß sich ein grauer Flügel regte.
Denn die Luft war nichts als Abendsonne,
und in diesen Glanz hielt jeder Vogel
sein geschnabeltes Gesicht und blickte
mit dem kleinen Auge nach dem mächtigen,
das mit tausend Wimpern durch den Himmel zuckte.
Und je herrlicher die Sonne glühte,
von den Rosen des Gewölks begleitet,
Fluß und Strauch zum Widerscheine rufend,
um so regungsloser hing das Auge
all der Vögel an dem Sonnenabschied.

Unten stand ich lange, selber reglos,
und ich neigte vor dem Wunderbaren
still mein Haupt, eh ich zum Tal mich wandte.

Otilie Häußermann

Die Waldenburger Landschaft – ihr Schutz und ihre Pflege

Von Hans Mattern und Heinrich Henn

Über die flachwellige Lettenkeuper-Muschelkalk-„Ebene“ Hohenlohes, in die sich vielgewundene Täler scharf und unvermittelt einschneiden, erhebt sich mächtig der ostwestlich verlaufende Keuperstufenrand. Von der Ferne, von der Gäuebene her betrachtet, macht er streckenweise fast einen mauerartig geschlossenen Eindruck und kann so – mutatis mutandis – beinahe ein wenig an die Alb erinnern, deren Anblick von der Ferne Gustav Schwab so schön beschrieben hat. Man ahnt noch nicht die starke Gliederung durch zahlreiche Täler und Klingen in einzelne spornartige Vorsprünge und isolierte Vorberge, in die er sich bei größerer Annäherung auflöst.

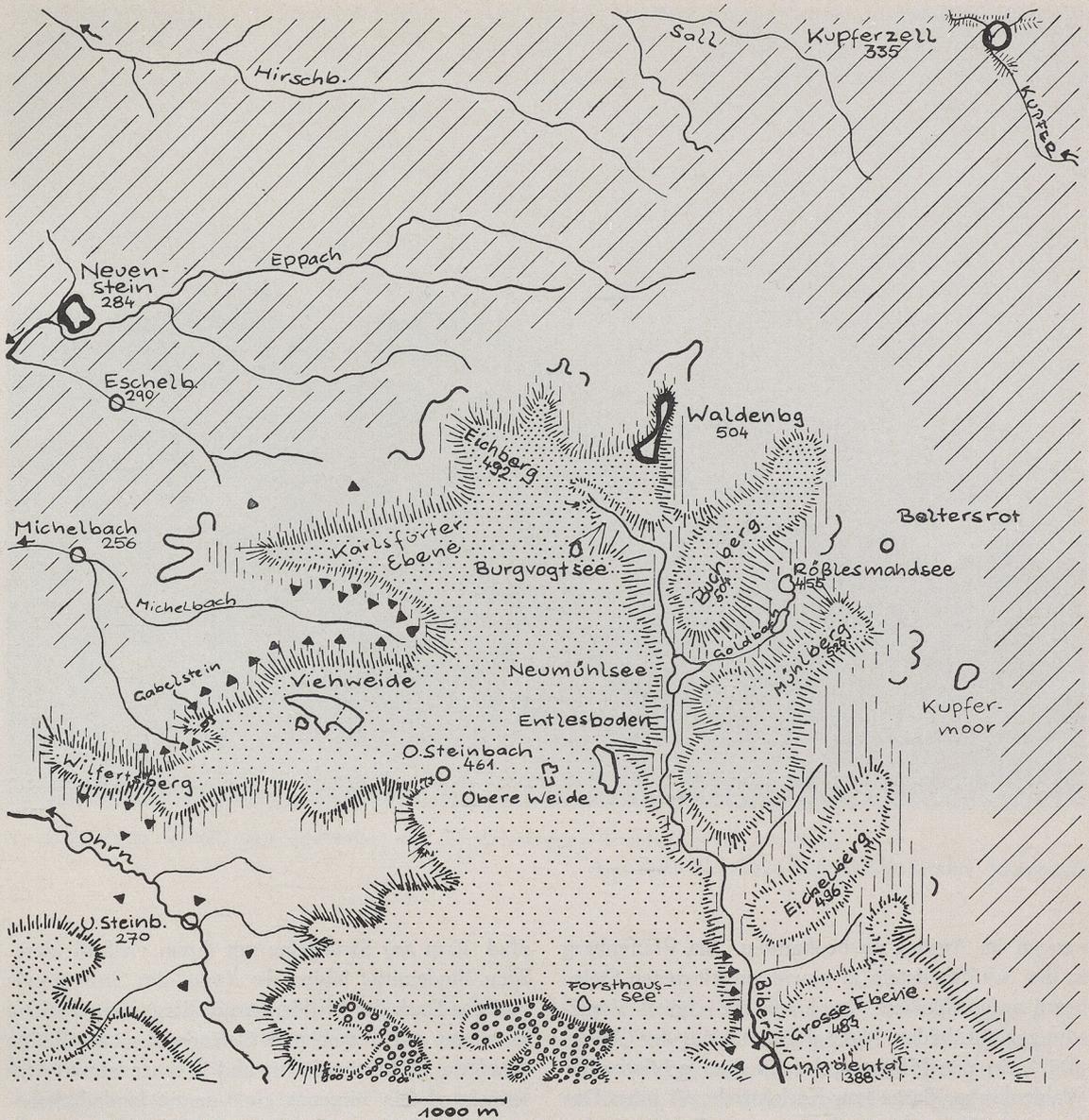
Während sich der Keuperstufenrand weiter im Osten, in den Limpurger und Ellwanger Bergen stärker verflacht, erhebt sich der mächtige Vorsprung der Waldenburger Berge, der die namengebende Stadt trägt, um 150 bis gegen 200 m (Waldenburg-Kesselfeld rund 190 m) über sein Vorland. Die markante Landstufe mit dem krönenden Schloß und mit den Türmen der Stadt grüßt weit hinaus ins Land. „Weit glänzt es über die Lande . . .“, an diese Uhlandsche Zeile wird der Beschauer unwillkürlich erinnert, wenn sich ihm von den Randhöhen der Limpurger Berge, vom Burgberg bei Crailsheim, von vielen Punkten der Hohenloher Ebene, ja von der fernen Frankenhöhe bei Schillingsfürst der Anblick von Schloß Waldenburg mit seinen im Abendsonnenschein schimmernden Fenstern bietet. Das Auge wird in der wogenden Ebene, in der es keine Ruhe findet, zum beherrschenden Waldenburger Bergsporn gelenkt, der so für weite Teile des Hohenloher Landes ein Wahrzeichen bildet.

Wandern wir auf die Waldenburger Berge, jenen im Mainhardter Wald wurzelnden, halbinselartig nach Norden vorspringenden Teil der fränkischen Keuperwaldberge zwischen dem Ohrntal im Westen und der weiten Stufenrandbucht des Kochers im Osten, und lassen dabei die *geologischen Schichtglieder*, die sie aufbauen, in großen Zügen an unserem Auge vorbeiziehen (vgl. Abb. 1). Wenn wir von einem der zum Kocher führenden, tief in den Muschelkalk eingegrabenen engen Täler, etwa dem Kupfertal oder dem Salltal, emporsteigen, öffnet sich der Blick befreit über die sanft gewellte Ebene, bis er im Süden an den Bergen Halt findet. Deren breit ausladender,

oft unruhig geformter Sockel wird von Gipskeuper gebildet. Durch unterirdische Auslaugung seiner Gipslager, die bis in die jüngere Vergangenheit bei Waldenburg ausgebeutet wurden, entstehen Erdfälle. Bei ihrer Häufung können ganze Landstriche ein eigenartiges Aussehen erhalten. „Kesselfelder“ nannte sie der Volksmund. Dem nordwestlich von Waldenburg gelegenen Dorf haben sie den Namen gegeben. Überall dort, wo landwirtschaftliche Belange nicht absolut zwingend entgegenstehen, sollten diese so überaus charakteristischen, lehrreichen Formen unbedingt erhalten bleiben. Das leidige Abfallproblem wird durch Auffüllung kleiner Höhlungen ohnehin nicht gelöst. Das Kupfermoor am Fuße des Mühlbergs verdankt der unterirdischen Gipsauslaugung seine Entstehung (vgl. den Aufsatz von O. Rathfelder in diesem Heft). Menschliches Wirken (Gipsgewinnung, Mergelgruben) hat bei der Bildung manch unregelmäßig erscheinender Oberflächenkleinform mitgewirkt. Buschbewachsene Mergelgruben finden sich hin und wieder in den Mergeln des Mittleren Keupers im Waldenburger Raum. Dienten sie einst der „Mergelung“ der Äcker und vor allem auch der Weinberge, so können sie heute, im Zeitalter des Kunstdüngers, als Vogelschutzgehölze eine nicht minder bedeutsame Rolle in der Landschaft spielen.

In den mächtig entwickelten, aber leicht ausräumbaren Gipskeupermergeln geben sich eingeschaltete Steinmergelbänke (vor allem die teilweise auch sandig ausgebildete Engelhofer Platte) da und dort als Absätze im Anstieg und als Anlaß zur Bildung kleiner Wasserfälle in den Klingen zu erkennen.

Das nächstfolgende Glied, der einst als Baustein vielverwendete Schilfsandstein, wechselt in seiner Mächtigkeit und damit auch in seiner landschaftlichen Bedeutung außerordentlich stark. Er kann nach den Angaben von Carlé im Bereich des Ohringer Kreisgebiets bei Flutfazies bis 30 m anschwellen. Bei Normalfazies wird er dagegen nur wenige Meter mächtig und kann sogar fast völlig ausfallen. An manchen Stellen gibt er sich in den Waldenburger Bergen als Hangterrasse zu erkennen, sehr schön z. B. am Pfaffenberg, östlich von Michelbach am Wald. Aber auch am Eichberg, am Theresienberg, am Waldenburger Bergsporn und Buchberg-Friedrichsberg, am Stufenrand westlich Gailenkirchen usw. sind kleine Vereb-



- | | | | |
|---|--|---|--|
|  | Stubensandstein |  | Gipskeuper |
|  | Obere Bunte Mergel (schematisch eingetragen) |  | Engelhofer Platte (im Gipskeuper) |
|  | Kieselsandstein |  | Lettenkeuper, teilweise mit Löß- und Lehmauflage |
|  | Untere Bunte Mergel |  | Oberer Muschelkalk (im Kupfertal) |
|  | Schilfsandstein |  | Herabgestürzte Kieselsandsteinblöcke (Junge Ablagerungen in den Tälern vernachlässigt) |

1. Geologisch-geographische Übersicht der Waldenburger Landschaft auf der Grundlage der geognostischen Karte von Württemberg 1: 50000 Blatt Löwenstein 1873, Blatt Schwäbisch Hall 1879, Blatt Öhringen 1890, Blatt Künzelsau 1930; vereinfacht und verändert.

Zeichnung H. Henn



2. Der Waldenburger Bergsporn mit Blick auf die Hohenloher Ebene Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

nungen im Anstieg zu beobachten. Am Pfaffenberg ist der Schilfsandstein in einem aufgelassenen Steinbruch aufgeschlossen, der heute ein schönes Vogelschutzgehölz bildet. Nahe dabei beginnt der „Eselspfad“, ein alter Hohlweg, der auf die Hochfläche der Waldenburger Berge (zur Karlsfurtebene) führt. Das dort von Silber 1922 aufgenommene Profil von den Unteren Bunten Mergeln in ihrer ganzen Ausdehnung bis zum Kieselsandstein ist auch heute noch zu beobachten. Geradezu modellhaft schön bietet sich östlich von Michelbach der Stufenrand vom Wilfersberg, von der ehemaligen Burg Gabelstein oder auch von der Ebene aus betrachtet dar: Der Anstieg im unteren und mittleren Gipskeuper, die Verebnung im Bereich der Engelhofer Platte (die rebenbestandenen Hügel Schmiedsrain, Gügling, Rosenberg), der Anstieg im oberen Gipskeuper, abgeschlossen durch die Schilfsandsteinplatte des Pfaffenbergs, und schließlich der Hang der Unteren Bunten Mergel, der zur krönenden Kieselsandsteintafel führt.

Die harten, 20–30 m mächtigen (Silber gibt am Esels-

pfad 30 m an) Sandsteine mit ihrem vielfach kieseligen Bindemittel bilden die Kante des Stufenrands und das Dach der Waldenburger Berge. Stundenlang kann man auf fast ebenem Gelände hier nach Süden wandern. Weiter im Süden und Westen kommt dem Kieselsandstein nirgends eine derart landschaftsbestimmende Rolle zu wie in den Waldenburger Bergen. Im Osten, z. B. in den Limpurger Bergen, bildet er eine ähnlich zusammenhängende Decke wie hier, sonst erschöpft sich seine Rolle meist als Dach von Zeugenbergen, als Terrasse im Hanganstieg und als Ursache von Wasserfällen. Erst im südlichen Teil der Waldenburger Berge folgt über den Oberen Bunten Mergeln der sonst im Keuperbergland meist viel wichtigere Stubensandstein, dessen Hochfläche vielfach unruhigere Formen aufweist als die Kieselsandsteinplatte.

Die *Randberge der Kieselsandsteinhochfläche* zeigen im Westen und Osten ein verschiedenes Bild. Im Westen haben die Seitenbäche der Ohrn einzelne Sporne geschaffen, die aber mit der Hochfläche noch zusammenhängen. Im Osten hat dagegen der zurück-



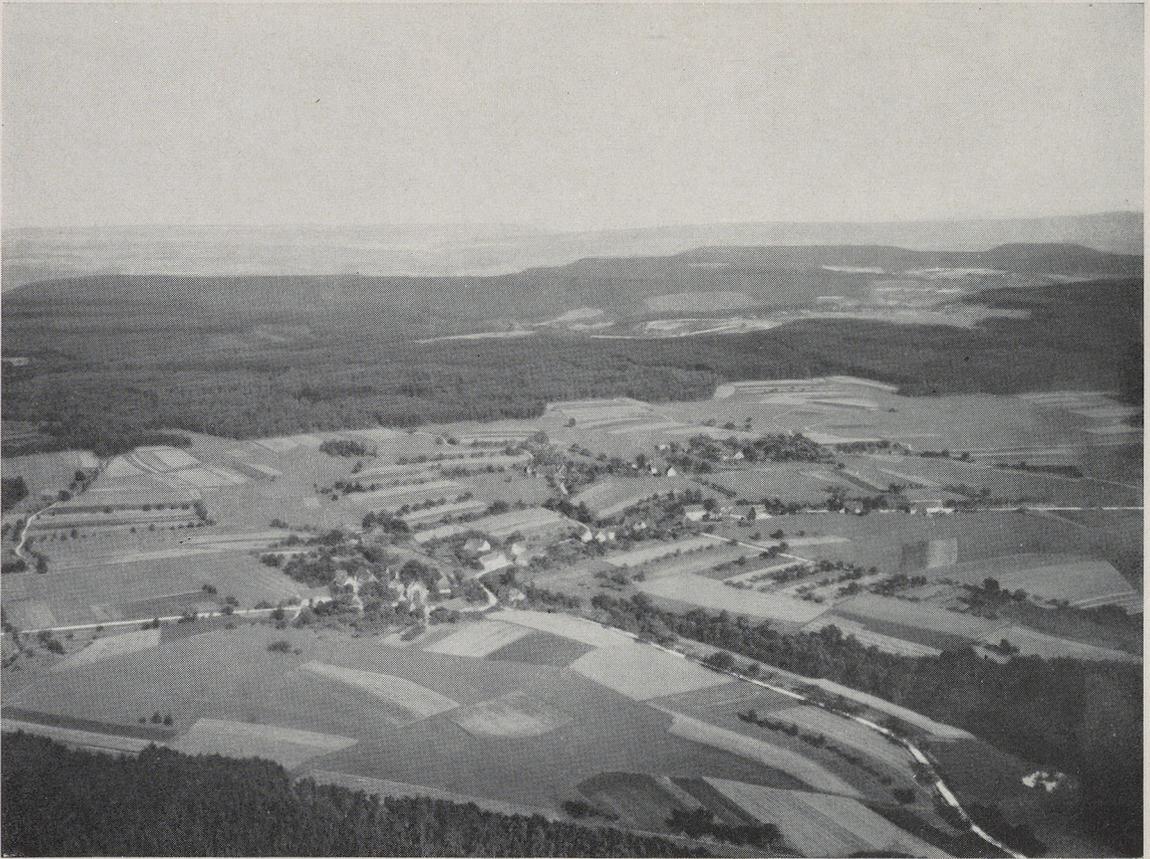
3. Waldenburg, Schloß- und Stadtanlage vor der Zerstörung (Weinbau heute erloschen)
 Aufnahme Nr. 21324 Luftverkehr Strähle, Schorndorf

schreitende Stufenrand sich in das Flußnetz der Bibers eingeschnitten und die linken Seitenbäche sowie die Bibers selbst ihres Oberlaufs beraubt. Als „geköpft“ Talstumpen enden sie am Stufenrand, wo sie, von der Ebene aus betrachtet, als Einmündungen erscheinen. Da die meisten dieser Bäche bis zum Schilfsandstein (die Senke bei der Ziegelhütte nur bis zum Unteren Bunten Mergel) eingeschnitten sind, ist zwischen dem Buchberg und dem Streiflesberg eine ganze Reihe vom Kieselsandsteinblock durch Talungen getrennter Zeugenberge entstanden. Wir kommen auf diese interessanten Verhältnisse bei der Schilderung des Rößlesmahdsees nochmals zurück.

Unter den Bergspornen der westlichen Waldenburger Berge ragt der *Wilfersberg* (oder Wilfertsberg) besonders weit ins Vorland hinaus. Buchstäblich vor unseren Augen vollzieht sich hier das Zurückweichen der Kieselsandsteinfläche. Mächtige Felsblöcke stürzen vor allem im Frühjahr (Wirkung des Spalten-

frostes) in die Tiefe. Beim Gehöft Strohhberg ist durch eine Quellnische der Bergsporn auf wenig mehr als 10 m verengt, senkrecht bricht die Felskante ab. Die Loslösung des Wilfersberges als Zeugenberg dürfte sich in geologisch naher Zukunft vollziehen. (Auf der Geognostischen Karte sind die starke Einengung des Bergsporns und die herabgestürzten Blöcke übrigens nicht eingetragen.) Es sind jugendlich-ungestüme Formen, wie sie uns in dieser kraftvollen Ausbildung am Keuperstufenrand nicht allzu oft begegnen. Sie in ihrer Ursprünglichkeit uneingeschränkt zu erhalten, sollte auch in Zukunft Selbstverständlichkeit sein. Auch am nördlichen Hang des Wilfersbergs, unterhalb des Wegs zum Gabelstein und an vielen anderen Stellen der Waldenburger Berge, finden sich herabgestürzte Kieselsandsteinblöcke, in ganz besonderem Ausmaß an den Waldhängen beiderseits des Michelbachtals, südlich der Karlsfurtebene.

Tonige Schichten sind in den Sandstein eingeschaltet.



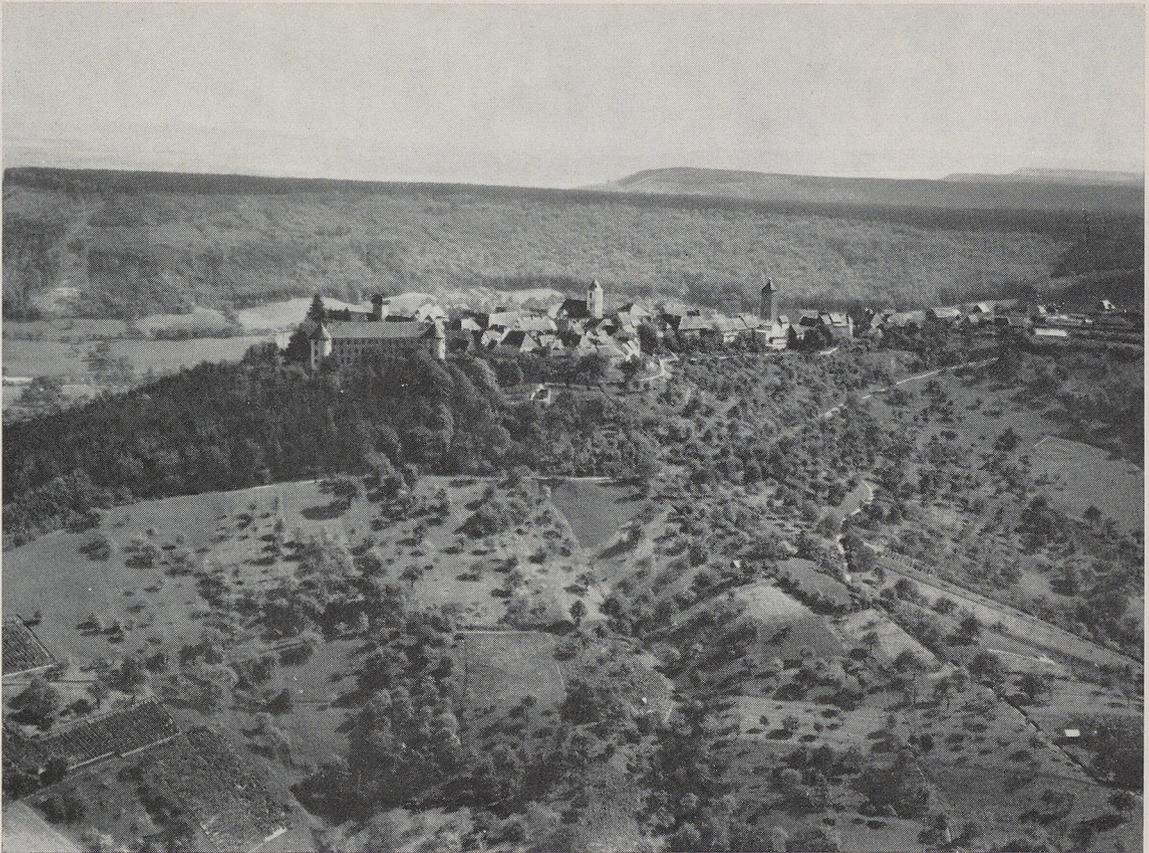
4. Hochfläche der Waldenburger Berge mit Obersteinbach Aufnahme Nr. 17711 Luftverkehr Strähle, Schorndorf

Der Boden der Sandsteinhochfläche wechselt daher oft auf engem Raum von trockenem grobem Sand bis zu vernässendem Ton und führt zu bezeichnenden Unterschieden in der Vegetation (s. u.). Auch im Siedlungsbild findet der Kieselsandstein Ausdruck. Die imposanten Befestigungen von Waldenburg und die Grundmauern vieler älterer Gebäude des Städtchens und der noch weitgehend ländlich bestimmten Weiler und kleiner Dörfer der Waldenburger Berge bestehen zum guten Teil aus seinen festen Quadern.

Die Pflanzenwelt kann hier natürlich nur gestreift werden, wobei wir uns an die Darstellungen von Scheerer (1956, 1961) anlehnen. Es ist naheliegend, daß der rasche Wechsel des geologischen Untergrunds und der Oberflächenformen im Bereich des Stufenrands auf engem Raum große Mannigfaltigkeit der natürlichen Pflanzenwelt im Gefolge hat. Wurde diese früher durch menschliches Wirken noch erhöht, so besteht heute die Gefahr einer immer größeren

Uniformierung des einst so lebendigen Bilds. Am Stufenrand herrschen Buchen-Eichenwälder mit stark dominierender Buche und reicher Krautschicht. An dieser haben neben zahlreichen, in den mitteleuropäischen Laubwäldern mehr oder weniger allgemein verbreiteten Pflanzen die in den Laubwäldern der Lettenkeuperebene fehlenden oder zurücktretenden montanen Florenelemente wie Bergweidenröschen (*Epilobium montanum*), Hasenlattich (*Prenanthes purpurea*), Mauerlattich (*Lactuca muralis*), seltener auch Christophskraut (*Actaea spicata*) u. a. teil.

In den Schluchtwäldern der Klingen begegnen uns am Keuperstufenrand recht ähnliche Bilder wie in Muschelkalktälern. Bei der großen Rolle von Mergeln am Aufbau des Stufenrands herrscht an Kalk kein Mangel. Esche, Bergahorn, seltener auch Bergulme, treten auf Kosten der Buche stark hervor; in der Krautschicht Springkraut (*Impatiens noli-tangere*), Waldziest (*Stachys silvatica*), Ruprechtskraut (*Gera-*



5. Kulissenartig schieben sich die nordöstlichen Randberge gegen die Ebene vor

Aufnahme Nr. 21326 Luftverkehr Strähle, Schorndorf

nium robertianum) und viele andere. Manchmal stößt man auf die prachtvollen hohen Stauden des Waldgeißbarts (*Aruncus silvester*).

An sonnseitigen Hängen (vor allem auch an den trockenen Kanten der Randberge), an Waldrändern und Weinbergrändern, treten wärmeliebende, auch im Muschelkalkgebiet verbreitete Arten auf, die zum guten Teil Elemente der „Steppenheide“ und des „Steppenheidewalds“ bilden: Elsbeerbaum (*Sorbus torminalis*), Hirschwurz (*Peucedanum cervaria*), Bergklee (*Trifolium montanum*), Blutroter Storchschnabel (*Geranium sanguineum*), Sprossende Felsennelke (*Tunica prolifera*), Dost (*Origanum vulgare*), Sichelblättriges Hasenohr (*Pulegium falcatum*), Scharfes Berufkraut (*Erigeron acer*) und viele andere.

Kurz hingewiesen sei auf zwei andere charakteristische Pflanzengruppen der weiteren Umgebung Waldenbergs, die manche floristische Kostbarkeit bergen:

Die immer seltener werdenden Weinbergunkräuter (wie Osterluzei und Wilde Tulpe) und die Pflanzen der „Sandheide“, die trockene Hangkanten, Waldränder und lichte Waldstellen auf Kieselsandstein besiedeln, Flügelginster (*Genista sagittalis*), Bergsandglöckchen (*Jasione montana*), Heidelabkraut (*Galium pumilum*), Büschelnelke (*Dianthus armeria*), Traubige Graslilie (*Anthericum liliago*, gern in lichtem Forchenbestand des Hangkantenbereichs) sind neben dem überall häufigen Heidekraut einige Beispiele. Welch lebhafter Gegensatz zu den auch im Unterwuchs eintönigen weitflächigen Fichtenforsten besteht auf schmalen Saumen an den Erosionskanten der Bergsporne mit Eichen- und Haselgebüsch, Forchen und einzelnen Elsbeerbäumen, unter deren lichtem Schatten sich ein buntes Pflanzenkleid einstellt!

Auf den Randbergen, vor allem an den Hängen, hat sich der natürliche Laubwald bis heute in erfreulichem



6. Michelbacher Viehweide. Borstgrasrasen, Faulbaum-Ohrweidengebüsch, Birken-Eichenhain
Aufnahme Landesstelle für Naturschutz

Umfang gehalten. Freilich wird er auch hier zugunsten des Nadelholzes immer mehr zurückgedrängt, doch werden wenigstens Fichtenreinkulturen weitgehend vermieden. Man möchte wünschen, daß zumindest an Steilhängen, in Blockmeeren, Schluchten und anderen wirtschaftlich kaum lohnenden Flächen oder auch an so ausgezeichneten Stellen wie dem Gelände der abgegangenen Burg Gabelstein das ursprüngliche Waldbild erhalten bleibt.

Ausgedehnte Fichtenforste beherrschen heute die Hochfläche, deren ursprüngliches Pflanzenkleid nach Scheerer überwiegend dem bodensauren Buchen-Eichenwald bzw. dem Eichen-Birkenwald angehören, wobei Eichen und Birken durch frühere Wirtschaftsformen gefördert wurden. Überrascht und beglückt stößt der Wanderer in diesen oft so monotonen Forsten da und dort auf lichte Birkenhaine. Es sind die Reste *alter Waldweiden*, die später der Streunutzung gedient haben und sich einst in viel größerer Ausdehnung auf den Waldenburger Bergen fanden. Zwei dieser alten Waldweiden stehen unter Naturschutz, die vom Land im Interesse des Naturschutzes erworbene Michelbacher Viehweide und der Entlesboden (vgl. Abb. 6 und 7). Als Naturschutzgebiet „einstweilig sichergestellt“ ist ein Teil der Oberen Weide östlich von Obersteinbach. Die übrigen noch vorhandenen bescheidenen Reste an Birkenhainen gehen rasch weiter zurück. Eine umfangreiche Waldweide ist noch heute auf der topographischen Karte südwestlich von Waldenburg eingetragen. Großenteils

ist sie jedoch in den letzten Jahren der Fichtenaufforstung zum Opfer gefallen. Die Reste wären aber noch immer in hohem Maße erhaltenswert, ebenso einige kleinere südwestlich von Waldenburg, an der Straße zwischen Entlesboden und Oberer Weide, am Waldrand nördlich dieser Straße (östlich von Obersteinbach). Handelt es sich doch um höchst bescheidene Fleckchen, die in dem riesigen Wäldermeer wirtschaftlich gewiß nicht ernstlich ins Gewicht fallen! Doch sind selbst der Entlesboden und die Michelbacher Viehweide Mitte der 50er Jahre in bedauerlicher Weise durch Nadelholzaufforstungen beschnitten worden. Mächtige einzelstehende Eichen geben vor allem der Viehweide neben schönen Birkengruppen (Warzenbirke und Moorbirke) und teilweise dichtem und sich stark ausbreitendem Faulbaum-Ohrweidengebüsch das Gepräge. Pfeifengraswiesen, Borstgrasweiden, schwellende Torfmoospolster – je nach Beschaffenheit des rasch wechselnden Untergrunds (s. o.) dominieren recht verschiedene Pflanzenbestände. Scheerer (1956) hat sie vegetationskundlich bearbeitet. Aus der reichen Artenfülle seien die Seltenheiten Kleines Helmkraut (*Scutellaria minor*, ob noch vorhanden?) und Bleichzunge (*Leucorchis albida* = *Gymnadenia albida*) genannt. Geradezu überwältigend ist der Anblick im Frühsommer, wenn Tausende von Arnikablüten die Haine mit dunkelgelbem Teppich bedecken. So sind diese ehemaligen Waldweiden als Relikte einer einst weitverbreiteten alten Kulturform, als reiche Pflanzen-



7. Entlesboden mit blühender Arnika Aufnahme Landesstelle für Naturschutz

standorte und wunderschöne Landschaftsbilder ein besonders kostbares „Sondergut“ auf der weiten Sandsteinhochfläche.

Ihnen an die Seite treten an landschaftlichem Reiz und Reichtum an Leben die *Weiber* – auch hier freilich nur geringe Relikte früherer Jahrhunderte. Zahlreiche Dämme und Flurnamen wie „Herrnseefeld“, „Weidsee“, „Gorrensee“ usw. geben Zeugnis von der einstigen außergewöhnlich hohen Zahl an Weihern auf den Waldenburger Bergen. Undurchlässige tonige Schichten, die in die Bänke des Kieselstandsteins eingeschaltet sind, lieferten die Voraussetzung für die Anlage der Weiher. Vielfach waren sie nur sehr schwach durchflossen oder waren völlig auf Niederschlagswasser angewiesen. Die verhältnismäßig hohen Niederschläge des Gebiets (bis über 900 mm im Jahr) kamen dem entgegen. Welch reiches Wasservogelleben muß damals in den Waldenburger Bergen geherrscht haben! Die Weiher dienten in erster Linie der Fischzucht, die von den Klöstern Goldbach und Gnadental und auch von den Waldenburger Schloßherren stark gefördert wurde.

Nur noch wenige Weiher haben sich bis in unsere Zeit gehalten. Unter ihnen kommt dem Rößlesmahdsee (vgl. Abb. 8) und seiner Umgebung eine ganz besondere Bedeutung zu. Georg Wagner hat die

Landschafts- und Flußgeschichte dieses Raums eingehend untersucht (1920, 1922). Die Erosionsvorgänge am Stufenrand und der fesselnde, für die Herausbildung unserer Landschaftsformen so wichtige Kampf um die Wasserscheide ist hier in besonders schöner Weise zu studieren. Der Rößlesmahdsee liegt rund 100 m vom Stufenrand entfernt. Nach Süden entwässert er über den Goldbach zur Bibers, die, wenn auch dem Kocher tributär, wie viele andere Nebenbäche des oberen Kochers und der oberen Jagst, noch die alte Richtung eines Donauzuflusses bewahrt hat. Dieses gefällsarme Gewässernetz unterliegt im Kampf um die Wasserscheide. Der zur Kupfer führende Beltersroter Bach bildet sich aus drei steilen Klingen (Pfaffenklingen), von denen die mittlere, scharf eingerissene, den Rößlesmahdsee angezapft hat, so daß dieser bei Hochwasser nach zwei Seiten entwässert. Rasch nagt sich die Klinge weiter in den fast ebenen Talboden des Goldbachs ein. Nach Georg Wagners Angaben „haben wir hier den genauen Nachweis, daß in höchstens 80 Jahren die rückschreitende Erosion an unserem Keuperrand Schluchten von über 25 m Länge und bis zu 14 m Tiefe schaffen kann“ (1920 S. 81). In gewaltigen, oft kaum vorstellbaren Zeiträumen vollzieht sich das Wirken der abtragenden Kräfte auf der Erdoberfläche. Es ist für



8. Rößlesmahdsee gegen Nordosten. In Bildmitte läßt der lichtere Waldbestand den Einriß der Pfaffenklinge erahnen
Aufnahme H. Scheerer

den Nichtfachmann oft schwer, sich von ihrer Tätigkeit durch unmittelbare Beobachtung eine anschauliche, gewissermaßen glaubhafte Vorstellung zu machen. Die Umgebung des Rößlesmahdsees bietet jedoch ein geradezu lehrbuchhaftes, für jeden naturkundlich Interessierten eindringliches Modell für das Wirken der rückschreitenden fluviatilen Erosion am Stufenrand und für die Kappung alter Täler durch junge gefällstarke Klingen.

Doch damit erschöpft sich der Wert dieses Raumes noch lange nicht. Auch Botaniker und Zoologen und darüber hinaus alle für die Schönheit unserer Heimatlandschaft Aufgeschlossenen kommen beim idyllisch gelegenen Rößlesmahdsee mit seiner ausgedehnten Verlandungsvegetation, den Erlenbeständen und alten Eichen an seinem Westufer voll auf ihre Kosten. An den Bereich der untergetauchten freischwimmenden Pflanzen mit verschiedenen feinblättrigen Laichkrautarten, Wasserschlauch (*Utricularia neglecta*) usw. und dem der Schwimmblattpflanzen mit Weißer Seerose (*Nymphaea alba*), Wasserknöterich (*Polygonum amphibium*), Schwimmendem Laichkraut (Po-

tamogeton natans) schließt sich uferwärts ein Binsen- (*Scirpus lacustris*) und Schilfgürtel mit Igelkolben (*Sparganium ramosum*), Wasserfenchel (*Oenanthe aquatica*), Pfeilkraut (*Sagittaria sagittifolia*), Schwertlilie (*Iris pseudacorus*) und dem besonders bemerkenswerten, in Asien heimischen, bei uns seit dem 16. Jahrhundert als Arzneipflanze in einer triploiden, nur vegetativ sich vermehrenden Rasse eingeführten und eingebürgerten Kalmus (*Acorus calamus*) an. Darauf folgen flachmoorartige Bestände mit verschiedenen Orchideen (*Gymnadenia conopsea*, *Epipactis palustris*, *Orchis latifolia*), Sumpfgarbe (*Achillea ptarmica*), Teufelsabbiß (*Succisa pratensis*), Breitblättrigem Wollgras (*Eriophorum latifolium*). Berücksichtigt man noch die reiche Vogelwelt (vgl. u.), so kann man H. Scheerer aus vollem Herzen zustimmen, wenn er schreibt (Kreisbeschreibung S. 144): „Nur wenige Plätze gibt es in unserer Heimat mit einer derartigen Häufung naturkundlicher Probleme, so daß dieser See als Naturschönheit und als Studienobjekt der naturwissenschaftlichen Heimatforschung in seinem heutigen Zustand unbedingt erhalten bleiben sollte.“



9. Goldbachsee mit dem ehemaligen Kloster Goldbach

Aufnahme H. Scheerer

Das erscheint um so dringender, als seine Umgebung durch die Drainage der Wiesen und die Korrektur seines Abflusses, des Goldbachs, landschaftlich bereits empfindlich gelitten hat.“ Mit seiner näheren Umgebung (einschließlich der Pfaffenklinge) stellt der Rößlesmahdsee eine Kostbarkeit dar, die über das Maß eines „gewöhnlichen“ Landschaftsschutzgebiets hinausreicht. Aus den übrigen Weihern dieses Raumes ragen landschaftlich und floristisch der „*Neue See*“ mit reicher Verlandungsvegetation (in großer Zahl z. B. der Froschbiß-*Hydrocharis morsus ranae*) sowie der kleine, an das Naturschutzgebiet Michelbacher Viehweide angrenzende Weiher hervor. Sein Verlandungsgebiet besitzt einen zwischenmoorartigen Bestand mit sehr viel Schmalblättrigem Wollgras (*Eriophorum angustifolium*), das im nördlichen Württemberg selten in so großer Zahl auftritt. Landschaftliche Eigenart und Vegetation des ganz von Wald umgebenen *Burgvogtsees* (Abb. 10) südlich von Waldenburg werden durch die in jüngster Zeit vorgenommenen Fichtenaufforstungen in seinem Verlandungsgebiet stark leiden, ein prachtvolles Bild bieten

aber noch immer die stattlichen Eichen und Buchen seines Nord- und Ostufers. *Goldbachsee* (Abb. 9) und *Neumühlsee* bilden zusammen mit dem Rößlesmahdsee die Weiherkette des Goldbachtals, dessen verhältnismäßig breite, wiesenbedeckte Sohle bis in den Schilfsandstein hinabreicht. Mit dem idyllisch gelegenen Gehöft Goldbach, dem der Unkundige seine klösterliche Vergangenheit kaum noch ansieht, bildet es trotz der oben zitierten Beeinträchtigung noch immer eines der schönsten Täler der weiteren Umgebung. Auch der als „Naturdenkmal“ eingetragene „*Forsthaussee*“ auf der Hochfläche westlich von Gnadental und der „*Hohlsee*“ auf der „Großen Ebene“ bei Rinnen sind noch hervorzuheben.

Neben der artenreichen „höheren“ Flora sind in diesen Weihern eine reiche Algenflora und selbstverständlich eine reiche Fauna zu erwarten. Beide harren noch der Untersuchung. Dagegen hat H. Feyhl in langjährigen Untersuchungen die Waldenburger Weiher (einschließlich des Weihers bei der Rebbigsmühle am Fuß von Waldenburg) als Paradies der *Wasservogel* erkannt, also von Tieren, die durch Ent-



10. Burgvogtsee auf der Hochfläche südlich von Waldenburg

Aufnahme H. Scheerer

wässerungen von Sumpf- und Seegebieten, durch Badebetrieb usw. immer stärkere Einbußen erleiden. Jedem Besucher werden die munteren Blässhühner auffallen, die wie Stockenten und Zwergtaucher auch sonst weit verbreitet sind. Seltener sind durch fortschreitende Einengung ihres Lebensraums heute schon Teichrohrsänger und Rohrammer geworden. Besonders hervorzuheben sind die folgenden Wasser- und Sumpfvögel, bei denen wie bei den genannten ein sicherer Brutnachweis im Waldenburger Weihergebiet vorliegt: Teichhuhn, Kiebitz, Drosselrohrsänger, Sumpfrohrsänger; ferner Krickente und Wasserralle, deren Vorkommen als Brutvögel sehr wahrscheinlich ist. Mehrfach beobachtet wurden außerdem alljährlich Bekassine, Knäckente und der im strengen Winter 1962/63 nahezu ausgestorbene Eisvogel, als durchziehende Seltenheiten Haubentaucher, Zwergrohrdommel, Schnatterente, Spießente, Bergente, Reiherente, Tafelente, Schellente, Gänsesäger und Fischadler. Manche von diesen sind nordische Wintergäste, denen wir hier in Mitteleuropa, die wir uns oft so sehr über das Schicksal

unserer sommerlichen Singvögel auf dem Zug und in ihrem Winterquartier erregen, das Gastrecht – sei es zu kurzer Rast auf dem Zug, sei es zu längerem Asyl – nicht durch Verminderung ihrer Lebensräume entziehen sollten. Die letzten Weiher in den Waldenburger Bergen, die früher zu den weicherreichsten Gegenden des nördlichen Württemberg gehörten, sollten daher ganz besonders auch um ihrer reichen Vogelwelt willen erhalten bleiben.

Als Wasserspeicher im Oberlauf der Bäche kommt den Weihern und ihren sumpfigen Verlandungsgebieten eine ähnliche Rolle zu wie den heute vielerorts angelegten Rückhaltebecken. Im Gegensatz zu diesen sind sie als jahrhundertealte kleinere Gewässer völlig in die Landschaft eingewachsen und werden als deren natürliche Glieder empfunden.

Eine Kulturart dieses Raumes soll noch kurz erwähnt werden, da sie für das Landschaftsbild von erheblicher Bedeutung ist und dem Landschaftsschutz heute in ganz besonderem Maße Sorge bereitet, der *Weinbau*. Vor wenigen Jahren war der Westhang des Waldenburger Bergsporns der östlichste Punkt am

Keuperstufenrand in Württemberg mit Weinbau. Heute ist er dort aufgegeben. Vereinzelt treffen wir kleine Weinberge aber noch wenig weiter westlich, im Raum Kesselfeld–Lindig. Ausgedehnte Rebhänge bei Eschelbach, Michelbach und im Ohrntal unterhalb von Untersteinbach säumen die westlichen Waldenburger Berge. Die charakteristischen Gehöfte und Kleinweiler am Ohrntalhang verdanken nach Schröder dem Weinbau nicht nur ihre Existenzgrundlage, sondern auch ihre Entstehung. Sie wurden in den vergangenen Jahren „bereinigt“ und sind plantagenhaft nüchtern geworden. Der Zauber der alten Weinlandschaft ist zweifellos weitgehend verschwunden. Auf die ausführliche Darstellung dieser schwerwiegenden Eingriffe in die altehrwürdige Kulturlandschaft von O. Linck in „Schwäbische Heimat“ 1965 Nr. 3 sei ausdrücklich verwiesen. Hoffen wir, daß der Weinbau wenigstens in dieser Form erhalten bleibt und der „Heuholzer“ auch aus einem umgelegten Weinberg noch so gut mundet wie ehemals! Auch wäre zu wünschen, daß sich an den Weinberg-rändern im Laufe der Zeit Steppenheide und Steppenheidegebüsch wieder regenerieren.

Wir wollen auf die *Siedlungen*, die mit der umgebenden Flur wie Inseln im Waldmeer erscheinen, nicht näher eingehen (bäuerlich bestimmte Weiler wie in vielen Teilen der Keuperwaldberge vorherrschend). Wohl aber sind wir dem Bergstädtchen selbst noch einen Blick schuldig. Keimzelle von *Waldenburg* war die auf der äußersten Spitze der Bergzunge, wahrscheinlich auf frühgeschichtlichen Befestigungsanlagen zur Stauferzeit erbaute Burg. Beherrschend lag der Bergsporn über der in der Ebene vorbeiführenden, von Wimpfen zum Donaugebiet ziehenden alten Straße, von der ein Ast südlich von Waldenburg über die Berge führte (Karlsfurtweg). Für Jahrhunderte wurde die Burg zu einem Hauptsitz der später gefürsteten Hohenloher Grafen. Sie bauten das Vorgelände der Burg zu einem Städtchen aus. Von der Burg führt *eine* Hauptstraße, von der rippenartig nach beiden Seiten kurze Seitengäßchen abzweigen, zur schmalsten, kaum 15 m breiten Stelle des Bergsporns. Als einziger leichter Zugang zur Stadt war sie mit hochragendem Wehrturm (aus mächtigen Buckelquadern), Tor, Bollwerk, zwei Gräben und zwei äußeren Brückentoren (mit zwei Rundtürmen) befestigt. Starke, noch heute zum guten Teil erhaltene bzw. wiederaufgebaute Mauern auf den Längsseiten machten Stadt und Burg zu einer schwer einnehmbaren Festung. Nahezu in der Mitte zwischen dem Südtor und der Burg erweitert sich die Straße

bei der gegen Ende des 16. Jahrhunderts unter Einbeziehung von Bauteilen einer älteren gotischen Kapelle errichteten Kirche zu einem kleinen viereckigen Marktplatz. An die Stelle der mittelalterlichen Burg trat ein Renaissanceschloß, das im 18. Jahrhundert nochmals starke Veränderungen erfuhr. Im Turm (dem „Mändlesturm“) sind jedoch Teile des mittelalterlichen Bergfrieds aufgegangen.

Vom 18. Jahrhundert ab hat sich im Anschluß an die mittelalterliche Stadt allmählich ein neuer Stadtteil entwickelt, der jedoch erst durch Aussiedlung von Bauern aus der zerstörten Stadt nach dem letzten Krieg und Errichtung neuer Wohnhäuser in den letzten Jahren stärker gewachsen ist und die Altstadt heute an Ausdehnung bereits beträchtlich übertrifft. So hat sich selbstverständlich das Bild der Stadt im Lauf der Jahrhunderte gewandelt. Geblieben ist aber bis heute der Charakter eines hohenlohisch-fränkischen Burgstädtchens, wenn auch das technische Zeitalter mit dem Sender eine gewiß nicht zu übersehende Landmarke beschert hat und die neue Stadthalle in ihrer betont modernen Flachdachbauweise in schroffem Gegensatz zum übrigen Stadtbild steht. In bewundernswerter Weise hat man es nach den furchtbaren Zerstörungen im zweiten Weltkrieg trotz aller Not verstanden, beim Wiederaufbau von Schloß und Stadt deren Charakter zu wahren und auch heute noch werden in der Altstadt wohlgelungene Renovierungen und gut angepaßte Neubauten ausgeführt. Baudenkmale von überragender kunstgeschichtlicher Bedeutung besitzt Waldenburg nicht. Doch das Stadtbild als Ganzes in seiner dominierenden landschaftsbestimmenden Festungslage mit seinem unberührten grünen Rahmen kennt in seiner Art wenig seinesgleichen.

Ungehemmt schweift der Blick von seiner Höhe über die Hohenloher Ebene zu den blauen Bergen des Odenwalds mit dem deutlich hervortretenden Katzenbuckel und zur Frankenhöhe mit Schloß Schillingsfürst. Etwas von der großartigen Weite der Hohenloher Ebene liegt auch über der Hochfläche der Waldenburger Berge. Sie besitzt größeren Wurf, ihre Randberge sind einfacher und klarer geformt als beispielsweise das liebliche Hügelland im Löwenstein-Weinsberger Raum. Packend ist der Gegensatz zwischen den ausgereiften Formen der Hochfläche und den jugendlichen Steilabstürzen und Klingen am Stufenrand. Es ist ein stilles Land von ernsterem, schwererem Charakter als die kornschwere Ebene und die weinfrohen Randsäume.

Die Waldenburger Berge mit der sie fürstlich bekrönenden Burg und Stadt sind aus vielfachen Gründen etwas am Rande der hektischen Entwicklung unseres Landes geblieben. Von Natur aus ist dieses Gebiet infolge seiner Höhenlage und seiner sehr schwierigen und deshalb überwiegend dem Wald vorbehaltenen Böden gegenüber der fruchtbaren Ebene und den weinbekränzten Tälern von Brettach und Ohrn stark benachteiligt. Dazu kommt, daß dieser Landschaftsteil von wichtigen Verkehrsadern wohl umrahmt wird, selbst aber weitgehend im Verkehrsschatten liegt. Weiterhin tragen die extrem geringe Bevölkerungsdichte und fast fehlende Industrialisierung zur wirtschaftlichen Benachteiligung dieses Raumes bei. So hat z. B. Obersteinbach 27% seiner Bevölkerung seit Ende des letzten Jahrhunderts eingebüßt. Noch über 100 arbeitsfähige Personen Waldenburgs pendeln nach Ohringen, Neuenstein, Heilbronn und Künzelsau. Doch konnte um den als Eilzugstation ausgebauten Bahnhof Industrie und eine Arbeiterwohnsiedlung gruppiert werden. Beider weiterer Ausbau ist vorgesehen.

Diese Gegebenheiten mögen für die betroffenen Gemeinden schmerzlich sein. Für die Gesamtbevölkerung ist es aber ein großes Glück, daß neben stark verdichteten Ballungsräumen solche für Erholung und Wandern prädestinierte Gebiete in der Nähe liegen. Schrumpfen doch die Entfernungen zwischen den stark verdichteten Räumen Stuttgart und Heilbronn durch gut ausgebaute Bundesstraßen und die am Fuße Waldenburgs später vorbeiführende Autobahn Heilbronn-Nürnberg immer mehr.

Als Ausgangspunkt eines Ferienaufenthaltes in diesem Raum bietet sich bisher überwiegend das 504 m hoch gelegene, neben vielen anderen herausragenden Vorzügen als Luftkurort geschätzte Waldenburg an. Dieses kann mit der Bahn, mit Omnibussen von Heilbronn, Künzelsau und Schwäbisch Hall und neben dem privaten Kraftverkehr für echte Wanderer auf vom Albverein gut beschilderten Wanderwegen von weither erreicht werden. Im bei Kriegsende stark zerstörten, überraschend hübsch wiederaufgebauten Städtchen sorgen ein Hotel und mehrere Gaststätten, aber auch zahlreiche Pensionen für das leibliche Wohl seiner Besucher. So kann Waldenburg schon heute auf die stolze Zahl von 10 000 Übernachtungen im Jahr verweisen und übt bis in das Ruhrgebiet zunehmende Anziehungskraft aus. Auch die im Bau stehende Stadt- und Festhalle mit ständiger Bewirtung wird zur Belebung beitragen. Daneben nimmt

eine Jugendherberge mit 30–40 Betten junge Wanderfreunde auf. Ein SOS-Kinderdorf im Anschluß an die Stadt bietet seinen Bewohnern die Wohlfahrtswirkungen dieses Raumes.

Infolge seiner Spornlage kann sich Waldenburg nur gegen die Hochfläche ausdehnen. Der Landschaftsgestalter Eigendorf (Ludwigsburg) hat für die Stadt Waldenburg einen Grünflächenplan aufgestellt, der die vorhandene und die geplante Bebauung mit landschaftspflegerischen Überlegungen bringt. Er warnt vor allem vor einer zu massierten Bebauung und einer „Verfichtung“ der Hangflächen. Die jetzt vorgesehene Bebauung beim „Schneiderlessee“ am Wanderweg über den Eichberg nach Eschelbach mit altem Laubwaldtrauf kann nicht als glückliche Lösung bezeichnet werden. Hierdurch wird der wohl schönste Auslauf auf der Hochfläche und nahe der Hangkante entscheidend beeinträchtigt werden. Und wenn dieses so reizvolle Gelände schon verbaut werden mußte, so wenigstens mit einem der Allgemeinheit zugute kommenden Feriendorf. Noch mehr würde jedes auch kleine Bauwerk am Berghang den großartigen Einblick des Burgstädtchens stören. Um störende Eingriffe in die empfindlichen Hangflächen abzuhalten, sollen sie mit Teilen der Hochfläche zum Landschaftsschutzgebiet erklärt werden. Weder für staatlichen Naturschutz und Landschaftspflege noch für den freischaffenden Landschaftsgestalter geht es heute darum, solche Landschaftsräume samt ihren Siedlungen, übertrieben ausgedrückt, als „Freilichtmuseen“ zu erhalten. Doch muß ebenso deutlich dargestellt werden, daß die Anziehungskraft solcher Erholungsgebiete nur anhält und gesteigert werden kann, wenn in erster Linie deren bodenständige Eigenart erhalten bleibt. Darauf aufbauen können Einrichtungen zur Förderung und Lenkung des Ferienbetriebes, des Wanderns und der Erholungssuche.

Waldenburg ist Schnittpunkt mehrerer Wanderwege, die zu dem gut ausgebauten und bezeichneten Wegenetz des Schwäbischen Albvereins gehören und die landschaftlichen und kulturellen Schönheiten des Schwäbisch-Fränkischen Waldes und der Hohenloher Ebene erschließen. Neben dem um Schloß und ehemaligen Stadtbereich führenden „Hagweg“ und gut beschilderten Spazierwegen laden diese Wanderwege zu größeren Ausflügen in das südliche Waldgebiet ein. Ein sehr beliebter Weg führt an der „Ziegelhütte“ vorbei zu dem Weiler Goldbach, dem Standort eines ehemaligen Pauliner-Eremitenklosters. Einige hundert Meter weiter westlich liegt der zum Baden einladende Neumühlsee innerhalb des reizvollen Goldbachtälchens. Hier sind ordnende Maßnahmen,

insbesondere eine Einfügung des Campingplatzes durch Bepflanzung, unbedingt erforderlich. Die Bereitstellung des Neumühlsees mit seiner Umgebung für die Allgemeinheit muß aber Anlaß dafür sein, den Goldbach- und insbesondere Rößlesmahdsee völlig in Ruhe zu lassen. Viele seltene und daher besonders kostbare Vogelarten gewöhnen sich nun einmal nicht an die mit Zelt- und Badebetrieb zwangsläufig verbundenen Störungen. Landschaftlich wünschenswert wäre neben der Verkabelung einer störenden Telefonleitung eine lockere Bepflanzung des Goldbaches mit Erlen und Weiden. Das Tal soll insgesamt als Landschaftsschutzgebiet ausgewiesen werden.

Ein ebenfalls stark begangener und sehr beliebter Wanderweg führt entlang dem Friedhof weiter nach Obersteinbach. Kurz nach dem Waldeintritt zweigt linker Hand ein Weg zum Burgvogtsee ab, der als geschützter Landschaftsteil ausgewiesen werden soll. Dieser Inhalt und Bild der Waldhochfläche bereichernde Landschaftsbestandteil mit seinen mächtigen Alteichen sollte nicht vollends mit Nadelgehölz umgeben werden. Nach dem Waldaustritt bei Obersteinbach führt der Wanderweg nach Westen zum Naturschutzgebiet „Michelbacher Viehweide“. Das leider verkleinerte Schutzgebiet kann heute in seinem charakteristischen Bewuchs und Erscheinungsbild nur in der Weise gehalten werden, daß die fehlende Streumahd und Waldweide durch entsprechende Pflegemaßnahmen ersetzt werden, für deren Durchführung die Kreisstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in dankenswerter Weise sorgt. Bevor, wie es jetzt an Teilen der „Oberen Weide“ geschieht, außer den Schutzgebieten, die letzten Reste dieser für unser Gebiet typischen Waldbilder vollends vernichtet werden, sollte man sich darüber im klaren sein, daß solche Eingriffe schlecht zu den Bestrebungen des Fremdenverkehrs passen.

Am Waldrand nördlich der Michelbacher Straße liegt die Gebäudegruppe des Landesjugendringes Esslingen, in welcher der Landesjugendtag 1967 stattfindet. Am Wasserturm von Obersteinbach vorbei führt der Wanderweg über den Weiler Sailach, dessen gepflegtes Ortsbild überrascht, nach Gnadental. Kleinod des Ortes im malerischen Biberstal ist die sehr schön renovierte Zisterzienserinnenkirche. Die übrigen Klosteranlagen lassen sich noch in Resten ahnen. –

Für die Waldenburger Berge, ihre Bewohner und Erholungssuchenden wäre es gewiß von großem Vorteil, wenn alle Überlegungen zur Erhaltung und Pflege der Landschaft und des Ausbaues ihrer Siedlungen und Erholungseinrichtungen in einem Landschaftsordnungsplan zusammengefaßt würden. Es wäre eine schöne Geste der übergeordneten Verwaltungen, eine solche Planarbeit zum Wohle der Allgemeinheit tatkräftig zu fördern.

Literatur

G. S. Graf Adelmann und M. Schefold, Burgen und Schlösser in Württemberg und Hohenzollern, Frankfurt a. M. 1959. – E. Eisenhut, Kieselsandstein und Lehrbergsschichten in Nordost-Württemberg. Jahresber. und Mitt. des Oberrhein. Geol. Ver. N. F. 50, 1967 (im Druck). – H. Feyhl, Die Vogelwelt in Hohenlohe und Umgebung, Waldenburg 1963. – Ders., Beobachtete Vogelarten in Hohenlohe und Umgebung (Nordwürttemberg), Waldenburg 1966. – O. Jessen, Über die ehemalige Verbreitung der Weiher in Württemberg. Erdgesch. und landeskundl. Abh. aus Schwaben und Franken H. 9, 1923. – O. Linck, Mönchtum und Klosterbauten Württembergs im Mittelalter, 2. Aufl. Stuttgart 1953. – Ders., Muß am Ende unserer Historischen Weinberglandschaft eine reine „Rebensteppe“ stehen? Schwäbische Heimat 1965, H. 3. – S. Müller, Grundzüge der Bodenbildung im württembergischen Keuperland. Mitt. des Vereins für Forstliche Standortskunde und Forstpflanzenzüchtung Nr. 11 1961. – H. Scheerer, „Entlesboden“ und „Viehweide“. Zwei wenig bekannte Naturschutzgebiete in den Waldenburger Bergen. Veröff. der Landesstelle für Natursch. u. Landschaftspflege Baden-Württemberg u. der württemberg. Bezirksstelle in Stuttgart und Tübingen 24, 1956 (Festschrift für Hans Schwenkel). – K. H. Schröder, Weinbau und Siedlung in Württemberg. Forschungen zur Deutschen Landeskunde 73, 1953. – E. Silber, Der Keuper im nordöstlichen Württemberg. Erdgesch. und landeskundl. Abh. aus Schwaben und Franken H. 3, 1922. – Statistisches Landesamt Baden-Württemberg (Herausgeber), Der Landkreis Ohringen. Bd. 1, 1961. (Folgende Beiträge: W. Carlé, Geologischer Bau; H. Fabricius, Bevölkerungsentwicklung; U. Feyer, F. Bauer und R. Thieringer, Verkehr; H. Gottschick, Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei; E. Grünenwald, Kunstgeschichtlicher Überblick; H. Janus, Tierwelt; S. Müller, Böden; R. Nestle, Witterung und Klima; W. Petzold, Soziale und berufliche Gliederung; W. Sänger, Siedlungen, Die heutige Kulturlandschaft; H. Scheerer, Pflanzenwelt, Naturschutz und Landschaftspflege; K. Schumm, Besiedlung in deutscher Zeit; W. D. Sick, Oberflächenformen, Naturräumliche Einheiten). – G. Wagner, Die Landschaftsformen von Württembergisch Franken. Erdgesch. und landeskundl. Abh. aus Schwaben und Franken H. 1, 1920. – Ders., Berg und Tal im Triasland von Franken und Schwaben H. 4, 1922. – Württembergisches Städtebuch, hrsg. von E. Keyser, 1962.

Vom Wandel des Waldes

Grundzüge einer Forstgeschichte des Hohenloher Landes

Von Friedrich Karl Erbprinz zu Hohenlobe-Waldenburg

Landschaft und Bewaldung

Jeder Landschaftskundige sieht dem Hohenloher Land seinen Charakter an: es ist ein Schichtstufenland. Die harten Tafeln des mittleren Keupers und des Hauptmuschelkalks bilden weite Hochebenen, in die sich Fluß- und Bachtäler tief eingeschnitten haben. Scharf sind die Abbrüche am Rande der Plateaus, steil die Hänge, tief die Klingen. Nur im Süden, im Stubensandstein des Mainhardter Waldes, und im Norden, wo gegen den Taubergrund zu der Hauptmuschelkalk zurücktritt, sind die Landschaftsformen weicher.

Daher sind geneigte und ebene Waldstandorte grundsätzlich verschieden. Die Hänge haben frische, nährstoffreiche und gut durchlüftete Böden, und das ziehende Grundwasser schafft immer neue Mineralstoffe nach. Auf den Hochebenen fließt das Bodenwasser oft nur zögernd ab, und Wechselfeuchtigkeit, stauende Nässe und Sauerstoffarmut führen zum schnellen Abbau vorhandener Nährstoffe. An dieser einfachen Gegebenheit spaltet sich die Waldgeschichte: Hangwälder und Plateauwälder erleben im Hohenloher Raum ein verschiedenes Schicksal.

Auch am Klima entscheidet sich vieles: der Süden Hohenlohes erhält den meisten Niederschlag; Taubergrund und Öhringer Raum sind am trockensten und wärmsten. Eine andere Klimascheide deutet sich schwach an: Westen und Süden Hohenlohes haben etwas maritimeres, die östliche Hohenloher Ebene und der Taubergrund etwas kontinentaleres Klima – die Unterschiede sind gering, erklären jedoch manches waldgeschichtliche Phänomen.

Grundsätzliches zur Forstgeschichte

Das Hohenloher Land ist ein Laubwaldgebiet. Die forstliche Standortskunde ordnet ihm meist die „submontanen Buchen-Eichen-Wälder“ als „natürlichen Wald von heute“ zu. Dies gilt zum Teil auch für den Öhringer Raum und für den Taubergrund, beides Ackerbaulandschaften: die reicheren Standorte,

heute Feld, trugen buchenreichere Laubwälder, als es auf den heutigen Waldböden der Fall wäre. Die wenigen vorhandenen Pollenuntersuchungen bestätigen dieses Bild des vorgeschichtlichen Waldes. Von den Nadelholzarten konnten sich stets nur Einzelbäume und kleine Bestände durchsetzen, und das nur sehr selten.

Deshalb ist die Forstgeschichte des Hohenloher Raumes so interessant: vom 18. Jahrhundert an können am Vorkommen der Nadelbäume, vor allem der Fichte, menschliche Eingriffe wie an einem Zeiger abgelesen werden. Nicht, daß alle Nadelhölzer im Hohenloher Land grundsätzlich fehl am Platze wären, sie erliegen nur meist der Konkurrenz der Laubhölzer um Wasser und Licht, außer wenn sie Kahlfelder besiedeln können.

Denn eines kann vorweg gesagt werden: die Buche erweist sich über die ganze Forstgeschichte hinweg als waldbeherrschend. Nur der Mensch kann sie zurückdrängen, durch Waldweide, Streunutzung oder Mittelwaldwirtschaft. Gehen diese Nutzungsmethoden zu Ende, so erhebt sich die Buche sofort wieder und erdrückt die meisten ihrer Konkurrenten. Es hat sich ferner gezeigt, daß der Wald stets zu leiden hatte, wenn der menschliche Wohlstand am höchsten war, und daß er sich in schweren Notzeiten wieder erholte.

Waldweidezeit und Vorherrschaft der Eiche

Wenn die ältesten schriftlichen Zeugnisse, so etwa ein Verkaufsbrief Herolts von Neuenstein aus dem Jahr 1368, überhaupt Baumarten nennen, dann Eiche und Buche, die das begehrte „Geäckerich“ zur Waldweide lieferten. Denn die wachsende Bevölkerung des ausgehenden Mittelalters war immer mehr darauf angewiesen, ihr Vieh in den Wald zu treiben. Dazu kam eine bedenkenlose Holznutzung, wie überall in Europa, die nur große breitkronige Eichen schonte, weil sie reichlich Mast lieferten und sehr alt wurden, also nicht nachgepflanzt werden mußten. Die Buche, empfindlich gegen Tritt und Verbiß, trat mehr und

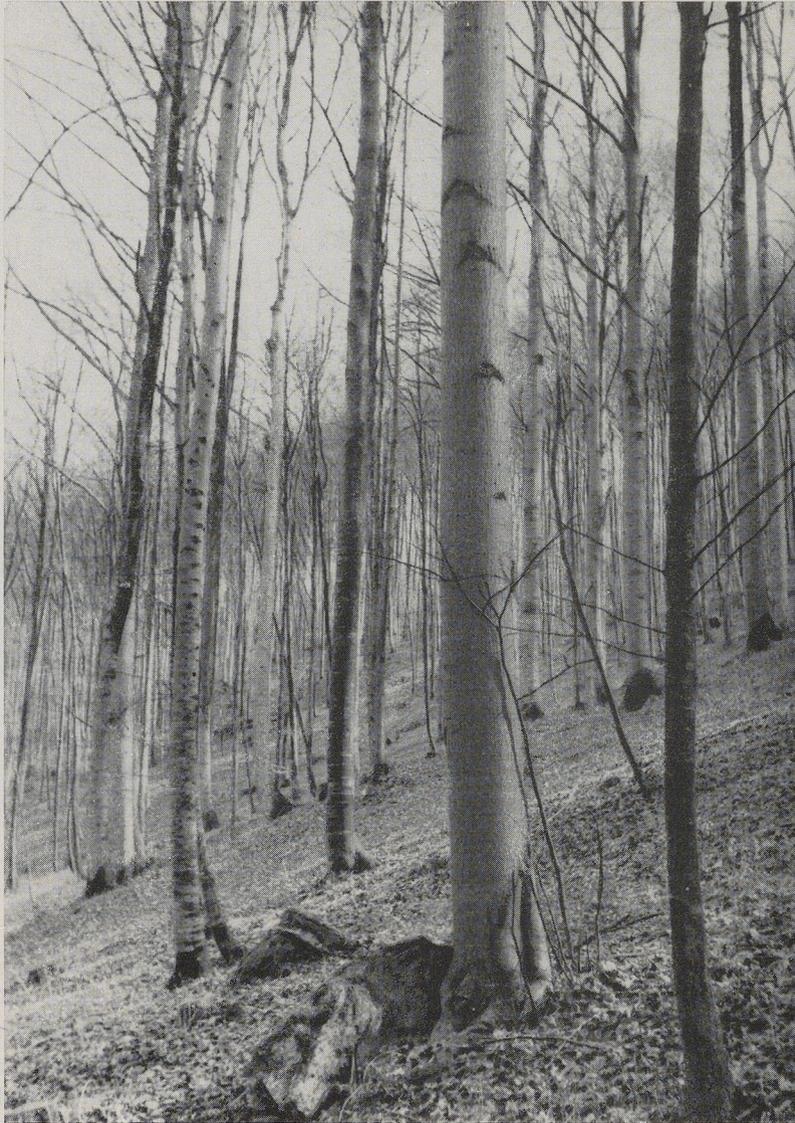


1. Eichenreicher Laubwald mit Buche und Weißbuche auf Muschelkalk-Plateau, aus einem früher unbefriedigenden Mittelwald herangepflegt (F. Hohenlohe-Langenburg'sches Revier Nassau)

mehr zurück. Auf den Blößen zeigten sich allenfalls noch wertlose Weichlaubhölzer. Um 1550 war der erste Tiefpunkt der Bewaldung erreicht: eine allgemeine Holznot bedrohte den Wohlstand von Herrscher und Untertan. Die Regenten handelten, und wie überall erschienen auch in Hohenlohe die ersten Forstordnungen. 1533 und 1551 wurden die Anfänge gemacht. 1579 erschien eine umfassende Ordnung in prächtigem Druck, die für die Grafschaft (klassisch werden sollte. Es war höchste Zeit, denn Hohenlohe hatte dem Schmalkaldischen Krieg entrinnen können und war kulturell und wirtschaftlich voll erblüht. Wichtige Industrien, wie die Glashütte zu Mainhardt und die Saline zu Niedernhall, drohten ihren Brennstoff zu verlieren, nachdem der gesamte umliegende Wald ausgebeutet war. Die Forstordnung, aus dem naturwissenschaftlichen Geist der Renaissance entstanden, umschrieb ein vollständiges forstliches System und verlangte die Neupflanzung von Laub- und Nadelholz. Wolfgang II. von Hohenlohe, ein ausge-

zeichneter Regent, nahm das sogar ernst und legte 1607 bei Hermersberg Pflanzungen an; auch „Thannenbäumlein“ waren darunter. Wolfgang starb jedoch zu früh, und niemand folgte seinem Beispiel.

Wie sah es in den Wäldern aus? Am schlimmsten hatten die Hochflächen der Waldenburger und Löwensteiner Berge gelitten; dort lagen auch die unzähligen kleinen Stauseen, die den Waldboden weithin versumpften. Gelitten hatte auch der Hermersberger Forst als Holzlieferant der Niedernhaller Saline. Vielfach gab es außer alten Eichen keinen Bestand. Die Buche hatte sich nur örtlich halten können, unter dem Schatten alter Eichen, in Talhängen oder auf trockenen Stellen der Plateaus. Einzelne Tannen gab es 1559 noch um Mainhardt und 1626 bei Bubenorbis – mehr hört man nicht. Wacholder, Birke und Aspe überzogen die Kahlflächen mit dünnem Schleier. Besser stand es in der östlichen Hohenloher Ebene, die von Natur aus reichere Standorte hatte. Im oberen Jagsttal bei Kirchberg eroberten allerdings



2. Starke Bergahorne auf einem Muschelkalk-Hang. Hier hat sich immer ein gut bestockter Laubwald gehalten (F. Hohenlohe-Langenburg'sches Revier Kirchberg/Jagst)

nicht nur Weichlaubhölzer, sondern auch Fichten und Forchen die Waldblößen.

Der Dreißigjährige Krieg brachte Erholung für den Wald. Die Viehbestände schmolzen, Dörfer gingen ab, der Wald wuchs auf die Felder hinaus. Zwar litten die Gehölze an den Durchzugsstraßen schwer, aber es konnte geschehen, daß abgelegene Wälder zur Weide nicht mehr taugten, weil inzwischen zuviel Jungholz gewachsen war – wie anzunehmen ist, Buche. Nach dem Westfälischen Frieden wurde den Wäldern aber bald wieder hart zugesetzt. Die Not

war groß, und der Krieg hatte den alten Gemeinsinn in den Dörfern zerstört. Strenge Forstordnungen der Hohenloher Regenten stießen nur auf stumpfe Teilnahmslosigkeit bei den Bauern. Die schlecht besoldeten Forstknechte ahnten nichts mehr vom forstlichen Wissen des 16. Jahrhunderts. Die Waldweide stieg ins Ungemessene. Im Revier Waldenburg waren außer Rotwild, Rehen und Rindvieh noch ständig zwei- bis dreitausend Schafe zu Gast, was nicht verwehrt werden konnte, ohne die Lebensgrundlage des Bauerntums zu treffen. Schon um 1690 war der zweite Tief-

punkt des Waldzustandes erreicht. Wieder ist die größte Verwüstung auf den Keuperhöhen angerichtet. Die Baumarten verteilen sich etwa wie um 1600, doch läßt sich das Nadelholz genauer lokalisieren. Bei Kirchberg an der Jagst haben schon Kleinbestände von Fichte und Forche Fuß gefaßt. Erstaunlich ist, wie die Fichte nun Kahlfächen bei Nassau und Harthausen im Taubergrund besiedelt – unter einem ihr ziemlich fremden Klima! Forche kommt einzeln bei Untermünkeim und Baumerlenbach vor, jedoch fehlt nun die Weißtanne im Mainhardter Wald. Alles übrige bestand aus heruntergewirtschafteten Laubwäldern, in denen die bekannten überalterten Eichen die Hauptrolle spielten – wie auf jedem Stich M. E. Riedingers zu sehen. Der allgemeine Waldzustand war trostlos, und Unfähigkeit, Unentschlossenheit sowie übermäßige Waldweide ließen keine Besserung erwarten.

Die Stunde der Buche

Die Landwirtschaft brachte eine unerwartete Wende. Pfarrer Mayer aus Kupferzell lehrte in Hohenlohe, das Brachfeld mit Leguminosen und Hackfrüchten anzubauen, und ab etwa 1750 ließen die Bauern das Vieh lieber zu Hause, um es im Stall zu mästen. Auch die mannigfachen Schäfereirechte wurden abgelöst. Nur die ärmsten Dörfer der Keuperhochfläche trieben noch Waldweide bis 1830. Sofort reagierte die Buche, denn ohne Verbiß fand das junge Pflänzchen in den halbhellen, durchsonnten Weidewäldern ideales Wachstum. Zwischen 1750 und 1770 gelang der Buche ein Vorstoß, der um so kräftiger und dauerhafter war, je weniger staunaß der Standort und je weiter er von der nächsten Siedlung entfernt war. Die geschlossene Buchengeneration dieser zwanzig Jahre läßt sich, vor allem auf dem Keuper, noch in den Waldinventuren des 19. Jahrhunderts verfolgen.

Noch war der Mineralstoffhaushalt der Böden ungestört. Aber nun kam das Unvermeidliche. Die Stallmast verlangte nach enormen Streumengen, und etwa ab 1770 erschien ein neues Übel, das für immer Schaden anrichten sollte: die Streunutzung. Auch ihr konnten die Landesherren nicht entgentreten, denn die Hohenloher Landwirtschaft war durch Mayers Reformen nun reich und ein guter Steuerzahler geworden. Das Streurechen zu genehmigen fiel leicht, denn der Wald war wirtschaftlich uninteressant. Laub- und Grasstreu wurden versteigert und säuberlich geerntet. Schnell verarmten die Böden, und hatte der Buchensämling vordem unter ständigem Verbiß gelitten, so ging er nun an Mineralstoffmangel und Austrocknung zugrunde.

Streunutzungszeit und Vordringen von Birke, Aspe und Weißbuche

Die Streunutzung hat die Plateaustandorte ungleich mehr geschädigt als die am Hang, denn oben war die Ernte leichter und die Streu zersetzte sich nicht so schnell. Ungeheure Mengen wurden entnommen, so zum Beispiel in den gesamten Hohenlohe-Ohringenschen Waldungen von 1825–1848 durchschnittlich 7,5 cbm Streu je Hektar und Jahr! Dieser schwere Eingriff in die Mineralsubstanz der Böden ist bis heute noch nicht ganz ausgeglichen. Schwer, aber nicht so verheerend waren die Streunutzungen in der Hohenloher Ebene und im Taubergrund.

Es muß nun etwas über die Holznutzung gesagt werden. Ihre Hauptform war die Mittelwaldwirtschaft, seit der Forstordnung von 1579 zumindest in der Theorie. Hier wurde Brennholz in 30–40jährigem Umtrieb aus Stockausschlägen gewonnen, und bei jedem Hieb blieb eine Anzahl inzwischen angesamter „Laßreiser“ stehen, die in das teilweise sehr alte „Oberholz“ hineinwuchsen. Nutzholz wurde dann beim „Nachhieb“ aus dem Oberholz gezogen. Es muß nun gerechterweise anerkannt werden, daß einzelne Forstleute sich nach 1770 ernsthaft um eine nachhaltige Mittelwaldwirtschaft bemühten. Verdient gemacht haben sich vor allem der Schillingsfürster Oberforstmeister von Löwenfeld (1774–1793) und ein bisher unbekannter „Forsttechniker“ in Bartenstein (1802–1813). Es entstanden Kartenwerke und Schlag-einteilungen. Die Stauseen in den Keuperbergen wurden nach und nach aufgelassen. Gepflanzt wurde aber wenig, denn der dichte Besatz mit Rot- und Rehwild vernichtete jede Kultur durch Verbiß. Die Mittelwaldwirtschaft benachteiligt an sich schon die Buche, die ungern öfter als zwei- bis dreimal vom Stock ausgeschlägt. Nun kam noch die Streunutzung dazu; das war zuviel für die alten Stöcke. Nur in der mittleren und östlichen Hohenloher Ebene hielten sich befriedigende Mittelwälder bis ins späte 19. Jahrhundert. Überall sonst blieben die Buchenstöcke aus. Die Kahlfächen des Keuperberglandes überzogen sich, wenn überhaupt, mit Birke, Aspe und Erle; nördlich der Tauber flogen die Blößen mit Fichte an, auf der Hohenloher Ebene vermehrte sich die Weißbuche im Unterholz.

In ganz Deutschland begannen große Forstleute ihr Werk – die hiesigen waren ratlos oder gleichgültig. Von Nadelhölzern wußten oder hielten sie nichts, ja verfolgten sie geradezu, wie ein Bartensteiner Oberforstmeister in Gleichen 1813–1841. Die Fichtengrenze, vom Taubergrund abgesehen, verlief von Kirchberg



3. Fichtenreinbestand auf Kieselsandstein anstelle des durch Streunutzung verwüsteten Laubwaldes. Die beigemischten Forchen und Lärchen sind um 1890 ausgehauen worden

(F. Hohenlohe-Waldenburg'sches Revier Jagdhaus)

in weitem Bogen zum Einkorn, kam westlich Hall wieder herein und folgte etwa der Linie Gailenkirchen-Gnadental-Mainhardt-Neuhütten. Nördlich davon stand kaum ein erwachsener Nadelbaum. Nur im Bartensteiner Revier Gleichen waren dem Oberförster – er war schlecht zu Fuß – einige Forchenbestände entgangen, dank des passiven Widerstandes im Forstpersonal. Alle übrigen Waldflächen waren mit Laubholz bedeckt, in dem viel zuviel alte Eichen gehalten wurden, und die begannen nun abzustehen.

Einige erfolgreiche Experimente mit Nadelholz müssen genannt werden. Um 1760 versuchte es der ideenreiche, aber unstete Fürst Karl Albrecht I. bei Waldenburg mit einer Lärchen- und Forchenkultur. Der Deutsche Orden pflanzte 1770 Lärche auf dem Roggenberg bei Markelsheim, und um 1780 folgte Hohenlohe-Ingelfingen im Revier Crispenhofen diesem Beispiel. Kirchberg pflanzte 1804–1811 Fichte und Forche, und 1810 wurde bei Waldenburg und Unterheimbach

Forche mit Erfolg ausgesät. Aber diese Flächen waren klein, und niemand mochte glauben, daß Nadelhölzer die Rettung für den Wald bringen könnten.

Die Nachhaltigkeit wird begründet

Die neue Wende im Waldzustand kam merkwürdigerweise mit der Revolution von 1848. Innerhalb weniger Monate war das gesamte Wild durch die allgemeine Jagd vernichtet. Künstliche und natürliche Verjüngung taten nun ihr Werk: der Wald von heute entstand und gewann den entscheidenden Vorsprung vor seinen Feinden. Ein Glück war es, daß zu dieser Stunde eine Generation großer Forstleute bereitstand, Leute anderen Schlages als ihre unentschlossenen Vorgänger. Schmid in Langenburg (1853–1885), Beyer in Bartenstein (1841–1871), Lang in Waldenburg (1849–1869), jeder wirkte auf seine Weise mit großer Tatkraft und sah klar die örtlichen Gegebenheiten.

Am zwanglosesten wuchs der Wald auf der Hohenloher Ebene in die Hochwaldform und damit in die Nachhaltigkeit hinein. Dort war in den Talhängen schon lange ein besonders artenreicher, guter Laubwald gestanden, nun kamen die Muschelkalk- und Lettenkeuperplateaus zur Verbesserung. Reiche Buchensamenjahre halfen nach, und ähnlich wie beim Buchenvorstoß hundert Jahre früher setzten sich die Sämlinge rasch durch. Im Taubergrund und um Bartenstein drang die Fichte auf Blößen noch etwas vor, und Langenburg nutzte im Revier Nassau die ersten starken Fichtenstämme seit langer Zeit. Die große Stetigkeit der Langenburger Forstverwaltung trug Früchte: alle Altersklassen waren vorhanden, für die nähere Zukunft war vorgesorgt.

Anders auf den Waldenburger Bergen und im Mainhardter Wald. Hier hatte die Streunutzung auf den armen Böden der Hochflächen Wüsten geschaffen, wie sie heute noch – als Museumsstücke – in den Naturschutzgebieten „Entlesboden“ und „Viehweide“ bei Obersteinbach zu sehen sind. Hier half nur großflächige Saat und Pflanzung, wie sie vor allem Lang in Waldenburg und Unterheimbach begann. Beyer hatte es in Gleichen ähnlich schwer. Beide waren dem Gedanken des Nadelmischwaldes mit natürlicher Stütze durch Laubholz verfallen und schufen beeindruckende Wälder. Zu Millionen wurden die Pflanzen selbst herangezogen und verpflanzt. In Waldenburg nahm man auch keine Rücksicht auf ein gestörtes Altersklassenverhältnis; was mangelhaft war, wurde in einer Art Schirmschlag abgetrieben und unterpflanzt oder untersät. Man befand sich im Wettlauf mit den wieder erstarkenden Wildbeständen: wo die Jagd verpachtet, das Wild kurz gehalten blieb, gelangen Weißtannensaaten (so in Unterheimbach); wo nicht, mußte man sich mit Fichte, Forche und etwas Lärche begnügen.

Scharf geschieden von den Hochebenen, verlangten die Hangwälder im Keuper kaum nach Verbesserung; sie stockten auf guten Böden. Die Buche hatte sich hier, wie auf der Hohenloher Ebene, nach 1848 schnell ausgebreitet und versprach nun, kostenlos brauchbaren Hochwald zu liefern – kein Wunder, daß man sie sich selbst überließ, weil man soviel anderes zu tun hatte. So entstand im Keuper die scharfe Scheidung: Nadelmischwald auf der Hochebene – Buche am Hang, leistungsfähiger Wald auf schlechtem Boden – langsamwüchsiger auf gutem. Aber Beyer und Lang mußten froh sein, irgendwie durchzukommen, und beide hatten bis etwa 1870 erreicht, daß jeder Hektar voll bestockt war. Ein großes Kulturwerk war getan; nun hatten andere das Erbe anzutreten.

Auf der Suche nach der höchsten Bodenrente

Es war die Zeit, da in ganz Deutschland sich Forstleute mit dem Gedanken beschäftigten, den enormen Kulturaufwand schnellstmöglich nutzbar zu machen. Mehr und mehr vergaß man natürliche Gesichtspunkte, die von den großen Pflanzern noch beachtet worden waren. Der Wald hatte sich nun als Fichten-Reinbestand so hoch wie möglich zu verzinsen. Im Keuperbergland hieben die neuen Forstleute Forche, Lärche und Tanne in den Fichtenbeständen aus; die Durchforstung wurde völlig vernachlässigt. Jetzt wurden die Weichen gestellt, die in die Naturkatastrophen des 20. Jahrhunderts führen sollten. Öhringen begann ab 1881 (Forstmeister Stephan) mit der direkten Umwandlung in Fichtenreinbestände. Einzig Langenburg, versehen mit reichlichem Einkommen aus Laubnutz- und Brennholz, brauchte diesen Weg nicht zu gehen. Es hatte in Forstmeister Eulefeld (1886–1898) einen Meister in der Handhabung der natürlichen Verjüngung und in der Anzucht hochwertiger Nutzhölzer.

Näher zur Natur zurück

Etwa ab 1920 kamen sich die Forstverwaltungen wieder näher. Langenburg strebte nach höherer Mengenleistung seiner Wälder und nahm nun die Fichte ernster. Auch hier wurde sie zuerst auf mangelhaft bestockte Plateaulagen der Hohenloher Ebene gepflanzt. Dabei zeigte sich die unerwartete zähe Konkurrenz der in ihrer Vitalität gesteigerten Esche. Die anderen Verwaltungen dachten nun an eine Festigung ihrer labilen Fichten-Baumhölzer. Öhringen legte planmäßig Buchen-Vorbauten an. Waldenburg verjüngte die riesigen Forste aus Langs Erbschaft zeitig mit langen Säumen, auf denen Buche, Forche und Lärche wieder eingefügt werden konnten – sie gehörten nach Langs Gedanken ja dazu. Kompromißlos zielte Dannecker in den Bartensteiner Wäldern um Mainhardt und Gleichen auf den Plenterwald; er konnte es tun, da diese Bestände von vornherein gemischter und sturmfester waren. Zugleich stellte sich die Forderung, die Buchenwälder der Hangstandorte in ihrer Leistung zu steigern, was gar nicht einfach ist, weil die Buche jegliches Nadelholz erstickt, wenn sie nicht künstlich zurückgehalten wird.

Freilich kamen Katastrophen. Schwere Sturmwürfe suchten die Keuperhochflächen heim. Die Dürre der Jahre 1947–1953 dezimierte die kaum erwachsenen Fichtenbestände der östlichen Hohenloher Ebene. Beides ist kein Beweis dafür, daß die Fichte zur Wald-



4. Am Keuperhang zeigte die Buche zu allen Zeiten mörderische Kampfkraft. Hier die Reste eines früher vorherrschenden Fichtenanteils, nach einer kriegsbedingten Pause in der Dickungspflege!

(F. Hohenlohe-Waldenburgsches Revier Sailach)

verbesserung hier untauglich sei. Denken wir daran, daß die Fichtenbestandswirtschaft von etwa 1870 bis 1920 ein Zerrbild dessen war, was die großen Forstleute um 1850 geplant hatten. Nun erhielt man eine späte Rechnung dafür, daß man ihr Konzept verlassen hatte.

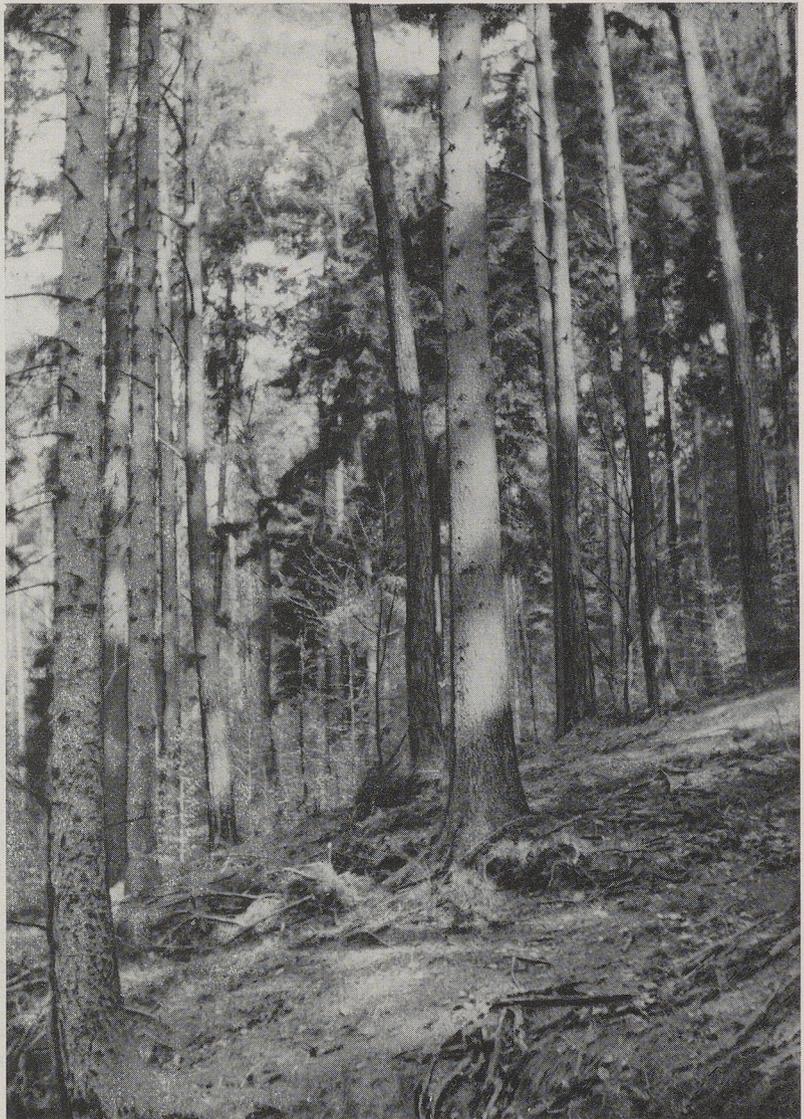
Ausblick auf die Zukunft

Die heutigen Wälder sind ein Produkt der Geschichte, und man kann ihnen ansehen, was versäumt wurde und was sie eigentlich sein sollten. Die Weißtanne im einst wildarmen Revier Unterheimbach lehrt uns,

Wildbestände auf dem natürlichen Maß zu halten – wir könnten viel mehr Weißtanne haben! Die scharfe Scheidung von Nadelwald und Laubwald je nach Hochebene oder Hang müßte nicht sein. Ein Laubholzanteil würde den Fichtenbestand stützen, ein guter Nadelholzanteil die reichen Hangböden erst nutzbar machen. Die moderne Ertragskunde zeigt, daß ein gewisser Anteil von Laubholz die Leistung eines Fichtenbestandes nicht mindert; hier irrten die Forstleute um 1890. An Langenburger Revieren sehen wir, daß seltene Edellaubholzarten wie Ahorn oder Ulme durchaus gegen die mörderische Buche verteidigt werden können.

5. Ein Beispiel für den Wald der Zukunft. Die Fichte bringt den Ertrag, die Forche spezielle Holzsorten, unter- und zwischenständige Buche liefert Minerale aus dem Unterboden nach. Beide Mischholzarten gewähren Stütze und Traufschutz.

(F. Hohenlohe-Öhringensches Revier Gleichen)



Die Lehre der gesamten Forstgeschichte aber ist: nur der ertragreiche Wald überlebt! Ist der Wald wirtschaftlich uninteressant, so wird er von der menschlichen Gesellschaft schnell und gründlich verwüstet, wie im 17. und 18. Jahrhundert. Die Übernutzung der Zeit während und nach dem zweiten Weltkrieg hat der Wald ohne ernststen Schaden überstanden, weil er die Neupflanzungen aus seinen eigenen Erträgen bezahlen konnte. Im modernen Industriestaat gilt mehr denn je: der Wald muß für sich selbst sorgen können, sonst sorgt niemand für ihn! Es gibt heute wieder Warnzeichen genug, daß Außenstehende für ihre Zwecke die Hand an wirtschaftlich unergiebigem Waldgebiete legen wollen.

Hat der Forstmann diese unbestreitbare Tatsache vor Augen, so wird er zum besten Verbündeten des Heimatfreundes, der sich um einen naturnahen, ästhetisch vollendeten Wald sorgt, wie ihn Land und Volk zum Überleben brauchen. Auch der Forstmann hat aus der Waldgeschichte gelernt und fragt sich, wie er eine hohe Rente erwirtschaften soll, wenn ein biologisch labiler Wald zwanzig Jahre vor der geplanten Verjüngung zerstört wird; so baut er andere Baumarten als Stützen ein – die moderne Ertragskunde liefert den Anhalt. Er weiß, daß er starke, rationell zu erntende und industriell gut verwertbare Stämme braucht, und kommt zu höheren Umtriebszeiten – ganz im Sinne des Naturfreundes. Abb. 5 illustriert

den Blick auf die Zukunft. Die Ziele des Forstmanns, auf das wirtschaftliche Überleben ausgerichtet, decken sich mit denen des Naturfreundes. Der ertragreiche, gesunde, gesicherte und nachhaltig genutzte Wald ist auch schön!

Quellen

A. Bernhardt, Geschichte des Waldeigentums, der Waldwirtschaft und Forstwissenschaft in Deutschland, Berlin 1871–1874. – F. Firbas, Waldgeschichte Mitteleuropas, Jena 1949. – A. Fischer, Geschichte des Hauses Hohenlohe, Stuttgart 1866–1871. – W. Grass, Der Wald im nördlichen Württemberg, Stuttgart 1935. – E. Hasenmaier, Zur waldbaulichen und ertragskundlichen Auswertung der Standortskartierung im Wuchsbezirk der Waldenburger Berge, Manuskript 1953. – R. Hauff,

Pollenanalytische Beiträge zur nachwärmezeitlichen Waldgeschichte des Schwäbisch-Fränkischen Waldes. Mitteilungen des Vereins für forstliche Standortskartierung, Ludwigsburg 1956. – W. Saenger, Die bäuerliche Kulturlandschaft der Hohenloher Ebene und ihre Entwicklung seit dem 16. Jahrhundert, Remagen 1957. – K. Schumm, Pfarrer J. F. Mayer und die Hohenlohesche Landwirtschaft im 18. Jahrhundert. Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Schwäbisch Hall 1954. – G. Wörner, Die neuere Forstwirtschaft im Schwäbisch-Fränkischen Wald und ihre Rückwirkung auf das Holzartengefüge, Mitteilungen des Vereins für forstliche Standortskartierung, Ludwigsburg 1956. – Niederschriften zur Standortskartierung und Forsteinrichtungswerke aus den F. Hohenloheschen Forstverwaltungen Ohringen, Langenburg, Bartenstein und Waldenburg. – Archivalische Quellen aus den F. Hohenloheschen Filialarchiven Ohringen, Langenburg, Bartenstein und Waldenburg.

Das Kupfermoor – ein altes und doch neues Naturschutzgebiet

Von Oswald Rathfelder

Mit Aufnahmen des Verfassers

Abseits der großen Landstraßen liegt am Fuß der Waldenburger Berge ein biologisches wie landschaftliches Kleinod, das Kupfermoor (s. Abb. S. 71). Schon seine Entstehung nimmt gegenüber den bekannten Mooren in Oberschwaben oder im Schwarzwald eine Sonderstellung ein. Während jene Moore im allgemeinen Zeugen der Gletscher- und Schmelzwasser-tätigkeit der verschiedenen eiszeitlichen Perioden sind, ist das Kupfermoor geologisch bedingt. Das Moorgelände liegt im unteren Gipskeuper. Durch Auslaugung früher darin eingelagerter „Gipslinsen“ durch Sickerwässer ist der Moortopf ähnlich bekann-teren Karsterscheinungen in den Kalkgebirgen trichterförmig eingebrochen. Entsprechende Erdfälle haben wir in der klassischen Gipsdolenenlandschaft des Naturschutzgebietes „Reußenberg“ bei Crailsheim, wo 1911 die sogenannte „Grüne Lache“ mitsamt dem Wald und später noch die „Neue Lache“ eingesunken sind.

Beim Kupfermoor erfolgte der Einbruch auf mehrfache Weise, so daß auch der Bruchwald selbst auf Torf stehen dürfte. Pollenproben bei Profilbohrungen zeigen, daß das Moor die gesamte nahezeitliche Entwicklung birgt. Sein steiler Bruchrand beträgt 4 m gegen das anstehende Gelände und hat gegen die Mitte einen weiteren Absatz von 3 m, der

allerdings unterhalb des „Schwingrasens“ noch weiter in die Tiefe gehen dürfte (vgl. Nord-Süd-Profil von Schaaf S. 94).

Die Wasserzufuhr erhält das Moor als Oberflächenwasser aus dem umgebenden flachen Moorbecken. Sowohl der aus den Keuperbergen kommende Eselsbach wie der Sperberbach fließen durch schmale Höhenrücken getrennt im NW wie S am Moor vorbei. Eine geologische Verwerfung im Osten verhindert das Entwässern des Moorbeckens zur Kupfer und hat so wesentlich zur Bildung und Erhaltung des Moores beigetragen.

Der landschaftliche Wert

Den landschaftlich schönsten Eindruck erhält man, wenn man auf einem noch schwer zugänglichen Trampelpfad von Osten durch den Erlbruchwald vor dem noch offenen Moorsee steht (Abb. 1 und 2). Der Wald rahmt den Moorbereich beidseitig ein und schirmt ihn von der Außenwelt ab. Die im Westen aufsteigenden Waldenburger Berge geben diesem in sich geschlossenen Landschaftsraum einen würdigen Rahmen und Weite zugleich. Von diesem Blickpunkt aus gilt auch heute noch, was der Stuttgarter Reallehrer Schaaf vor 42 Jahren geschrieben hat: „Der



1. Kupfermoor, Blick vom Erlenbruch über den Mooresee nach Westen

vielfarbige Blütenflor der Randwiesen, der blitzende, erlenbestandene Weiher, die vollkommene Ruhe, in der häufig ‚Rehe einsam grasen‘, lassen auch landschaftlich das Moorgebiet als bevorzugten Punkt des Frankenlandes erscheinen.“

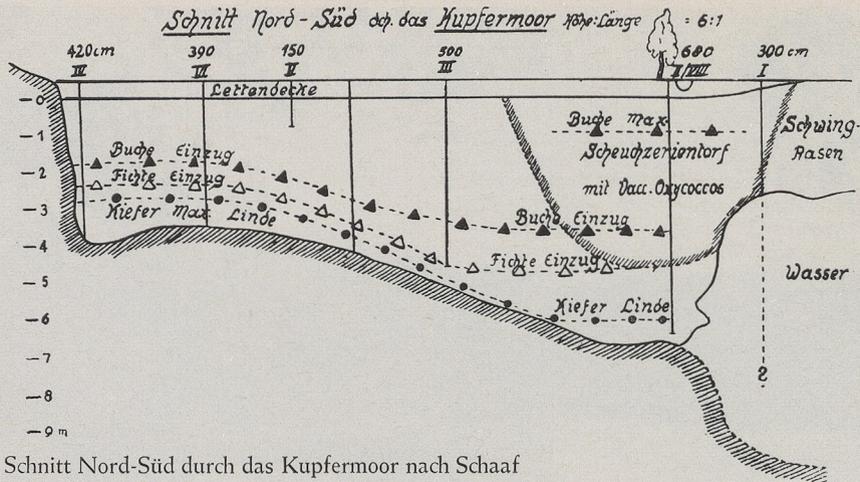
Der wissenschaftliche Wert

Neben dem landschaftlichen Reiz dieses Moores ist sein wissenschaftlicher Wert besonders in zweifacher Hinsicht erkannt und belegt:

1. als einmaliges Dokument der Waldgeschichte für den gesamten Hohenloher Raum und
2. als schönster Pflanzenstandort für die vielfältige Moorvegetation im ganzen württembergischen Keuper- und Muschelkalkgebiet.

1. Dokument der Waldgeschichte

Da der Blütenstaub (Pollen) in einem Moor durch den Sauerstoffabschluß der Verwesung praktisch entzogen ist, finden wir in den verschiedenen Tiefenschichten des Torfes stets die Pollen, die es in der Zeit gab, als diese Schichten Oberfläche waren. So können wir durch pollenanalytische Untersuchungen feststellen, wie z. B. die Baumvegetation in vergangenen Zeiten zusammengesetzt war. Bei der Bewertung des Pollenspektrums muß bei der Häufigkeit der gefundenen Pollen berücksichtigt werden, daß z. B. die Nadelholzpollen flug- und schwimmfähig sind als Laubholzpollen. Ohne auf die Ergebnisse verschiedener Profilbohrungen im einzelnen einzugehen, kann ganz allgemein als bisheriges Ergebnis dieser Untersuchungen festgestellt werden, daß in der ältesten



nachzeitlichen Periode (vor rund 10 000 Jahren) die Kiefer (*Pinus silvestris*) mit Bergkiefer (*Pinus montana*) der vorherrschende Baum ist. Gleichzeitig sind auch Lindenpollen nachgewiesen. Allmählich wandern Birken, Eichen und Ulmen ein, dann erscheinen die ersten Fichten und Tannen, wobei die Kiefern immer weniger werden. Erst in den obersten Schichten (ab 3 m Tiefe) kommt die Buche und wird dann mehr und mehr vorherrschend. Es hat den Anschein, als ob die Buche auf Kosten der Linde den Hauptanteil an der Bestockung erworben hat (vgl. oben Schnitt NS durch das Kupfermoor).

Nach der ausgeprägten „Buchenzeit“ tritt wieder die Fichte und Tanne stärker hervor. Erlen-, Weiden-, Hasel- und Eschenpollen sind in verschiedenen Schichten eingestreut, jedoch nie vorherrschend.

Bedenkt man, wie verschieden die Gehölzarten auf Temperatur und Luftfeuchtigkeit reagieren, so gibt uns die obige Zeitfolge der Baumvegetation auch einen sicheren Hinweis auf die klimatischen Schwankungen dieser langen Zeitperioden.

Da das Kupfermoor das einzige größere Moor im württembergischen Unterland ist, das derartige weit zurückgreifende Untersuchungen erlaubt, kann dieses Bindeglied zu den oberschwäbischen Mooren, den Schwarzwaldmooren und den Mooren Mitteldeutschlands nicht hoch genug bewertet werden.

2. Pflanzenwelt

Standortsbedingt hat sich auf der wenige Hektar großen Fläche des Moorbereichs ein Pflanzenbestand an-

gesiedelt, der nicht nur für den fränkischen Florenbestand eine willkommene Bereicherung bedeutet, sondern auch als biologisches Beobachtungs- und Vergleichsobjekt höchst wertvoll ist. So enthält das Kupfermoor alle klassischen Verlandungszonen mit den charakteristischen Leit- und Begleitpflanzen (Abb. 2). Beispielhaft sei erwähnt:

a) Die Schwimm- und Tauchblattgesellschaft des offenen Moorweihers

mit den Seerosen (*Nymphaea alba*), dem Kleinen Igelkolben (*Sparganium minimum*), dem Kleinen Wasserschlauch (*Utricularia minor*), der in seiner Wasserform mit gelben Pantoffelblüten im Juni blüht und zu den fleischfressenden Pflanzen gerechnet werden muß, dem Laichkraut (*Potamogeton natans*), dem Froschlöffel (*Alisma plantago-aquatica*), der flutenden Rasensimse (*Juncus bulbosus* var. *fluitans*, s. Abb. 1 und 3).

b) Das Röhrbricht

mit dem Rohrkolben (*Typha latifolia*), der Gelben Schwertlilie (*Iris pseudacorus*), dem Teichschachtelhalm (*Equisetum fluviatile*, s. Abb. 4).

c) Die Schwingrasengesellschaft mit Hochmooransatz

Als Schwingrasen versteht man einen über eine Wasserfläche vorgreifenden, meist humosen Tonboden spezifischer pflanzensoziologischer Prägung. Seine Entstehung verdankt er bestimmten Pflanzen, so z. B. dem Blutauge (*Comarum palustre*) und dem Fieberklee (*Menyanthes triflorata*).



2. Verlandungszonen im Inselbereich

liata) – Abb. 5, die meterlange, mit Luftgewebe versehene Ausläufer in das Wasser vortreiben können, auf deren schwimmendem Gerippe sich allmählich die typische Schwingrasengesellschaft ansiedeln kann. Profilbohrungen lassen darauf schließen, daß der Schwingrasen beim Kupfermoor an seinem Torfansatz eine Mächtigkeit von ca. 3 m erreicht. Das federnde Mitschwimmen ist je nach der Ausbildung verschieden stark spürbar. Ein Hochmooransatz ist durch das Vorkommen der Moosbeere (*Vaccinium Oxycoccus*), dem Rundblättrigen Sonnentau (*Drosera rotundifolia*), dem Mittleren Bleichmoos (*Sphagnum medium*) und dem Haarmützenmoos (*Polytrichum strictum*) gekennzeichnet. Offenbar keilt eine Lettendecke gegenüber diesem Hochmooransatz aus und trennt so den „lebenden Teil“ des Schwingrasens von dem seit Jahrtausenden „sterbenden“ Moor.

d) *Das Übergangsmoor*

Die Pflanzendecke ist hier nicht ganz geschlossen, sondern ist durch Lücken mit grauem Tonschlamm unterbrochen. In diesen Zwischerräumen wird ein Hauptfundort der mannigfachen Zieralgen (*Desmidiaceen*) angenommen. Je nach dem Wasserstand sind andere Pflanzenarten vorherrschend und geben so ein wechselndes Erscheinungsbild. An Leit- und Begleitpflanzen können hier genannt werden: Schlammsegge (*Carex limosa*), die weiße Schnabelbinse (*Rhynchospora alba*), das Schmalblättrige Wollgras (*Eriophorum angustifolium*), der Sonnentau (*Drosera rotundifolia*), der Fieberklee (*Menyanthes trifoliata*), das Weiße Straußgras (*Agrostis alba*). Schaaf hat 1924 auch die Blumenbinse (*Scheuchzeria palustris*) gefunden und bemerkt, daß einige dieser Leitpflanzen hier den tiefsten Standort in Württemberg haben dürften (Meereshöhe 375 m/W).



3. Schwimmblattgesellschaft mit Seerosen

e) *Das Flachmoor*

Nördlich des Mooreeses, im Anschluß an den Schwingrasen, liegt eine offene „Streuwiese“ (Abb. 6). Das vorherrschende Pfeifengras (*Molinia coerulea*) läßt schon nach außen hin gegenüber den anderen Moorbeständen eine deutliche Abgrenzung erkennen. Bei genauerem Betrachten finden wir dazwischen verschiedene Kleinseggen, z. B. die Gelbe Segge (*Carex flava*), die Hirsensegge (*Carex panicea*) und je nach Jahreszeit Orchideen wie die Händelwurz (*Gymnadenia conopsea*), das Breitblättrige Knabenkraut (*Orchis latifolius*), die zweiblättrige Waldhyazinthe (*Platanthera bifolia*). Weitere Begleiter können sein: die Sumpfwurz (*Epipactis palustris*), das Sumpfergüßmeinnicht (*Myosotis palustris*), das Bittere Kreuzkraut (*Polygala amara*), das Heidekraut (*Calluna vulgaris*), selbst das Sumpfläusekraut (*Pedicularis palustris*) wurde schon in zwei Exem-

plaren gefunden. Die kleine Sumpfschwarzwurzel (*Scorzonera humilis*) ist durch ihr goldenes Blütenköpfchen nicht zu übersehen. Auch hier ist die Abhängigkeit der räumlichen Entwicklung der Florenelemente von der Höhe des Wasserstandes deutlich spürbar, und zwar sowohl in den einzelnen Jahreszeiten wie in nassen und trockenen Jahren.

Früher war in den angrenzenden trockeneren Rändern, vor allem innerhalb des Borstgrasbestandes (Nardetum) auch der Bergwohlverleih (*Arnica montana*) häufig anzutreffen.

f) *Der „Moorwald“*

Ein eigentlicher Moorwald ist als ringförmiger Abschluß des Moorbeckens nicht erhalten und doch bilden sich vor allem im südlichen und östlichen Bereich des Mooreeses bruchwaldartige Bestände von Erlen (*Alnus glutinosa*) – Abb. 7,



4. Zweite Verlandungszone: Röhricht

teilweise mit Esche (*Fraxinus excelsior*), Faulbaum (*Rhamnus frangula*), Warzenbirke (*Betula pendula*), Flaumbirke (*Betula pubescens*) und der Schwarzerle (*Alnus glutinosa*) durchsetzt.

3. Die Unterschutzstellung

Bereits die erste eigene Veröffentlichung der Staatlichen Stelle für Naturschutz (1925 noch Bestandteil des Württ. Landesamtes für Denkmalpflege), war im wesentlichen dem Kupfermoor gewidmet. Prof. Schwenkel schreibt dazu im Vorwort: „Wir bemühen uns, das Kupfermoor als Banngebiet zu gewinnen, damit die in ihm enthaltenen wissenschaftlichen Urkunden der Nachwelt überliefert werden.“

Seitdem sind 42 Jahre vergangen, und erst jetzt konnte das Moor durch eine Verordnung des Regierungspräsidiums Nordwürttemberg mit Zustimmung des Kultusministeriums als Oberster Naturschutzbe-

hörde vom 18. April 1967 rechtskräftig als Naturschutzgebiet ausgewiesen werden.

Damit hat der mühsame Weg sein wohlverdientes Ziel erreicht. Aus Dankbarkeit gegenüber allen Mitbeteiligten und zugleich als Ermutigung in anderen schwebenden Naturschutzangelegenheiten seien einige Stationen dieser oft hoffnungslos erscheinenden Unterschutzstellung festgehalten:

Nach dem ersten Weltkrieg und vor allem in den zwanziger Jahren werden wiederholt Überlegungen angestellt, auch das Kupfermoor im Rahmen laufender wasserwirtschaftlichen Maßnahmen trocken zu legen. Wie nahe der drohende Untergang selbst dieses vereinzelt und kleinen Moores ist, deutet der fast pessimistisch klingende Satz Schwenkels im Januar 1925 an: „Sollte es dem Untergang geweiht sein, so ist zunächst wenigstens das gerettet, was der Verfasser (gemeint ist G. Schaaf mit seiner Veröffent-



5. Blühender Fieberklee auf dem Schwingrasen

lichung des 1. Heftes der Staatlichen Stelle für Naturschutz) mit vieler Mühe herausgeholt hat."

Da es zu jener Zeit in Württemberg noch kein Naturschutzgesetz gibt und somit eine Sicherstellung verwaltungsrechtlich nicht möglich ist, pachtet 1926 der Schwäb. Albverein auf Betreiben von Oberlehrer Matthes das Moor, um es vor einer Entwässerung zu retten. Außer gelegentlicher Beweidung und Streumahd bleibt das Moor ungenutzt.

Mit dem Inkrafttreten des Naturschutzgesetzes vom 26. 6. 1935 wird die Eintragung in das Reichsnaturschutzbuch betrieben. Der zuständige Kreisbeauftragte, der die Verhandlungen mit der Gemeinde zu führen hat, bleibt bei seinen Vorarbeiten (Klärung

der Besitzverhältnisse, Parzellengrößen, Gebietsabgrenzungen usw.) an mancherlei Widerständen hängen. Schon ein Jahr später glaubt man das Moor endgültig verloren, als die Heeresverwaltung in den „hufeisenförmig“ um das Moor herumgreifenden Wäldern ein großes Munitionslager mit Bunkern, Wegen, Gleisanlagen usw. einrichtet. Doch das Moor übersteht selbst die außergewöhnliche Wasserentnahme für die militärischen Bauten im Kriegsjahr 1940.

1942 wird in den Randgebieten des Moores mit Fichten aufgeforstet. Vorübergehend entnimmt auch die Diakonissenanstalt Schwäbisch Hall Torf für Moorbäder.



6. Blick vom Schwingrasen zum Übergangs- und Flachmoor

Um endlich aus dieser bedrohlichen Lage herauszukommen, wird der Bund für Heimatschutz (heute Schwäb. Heimatbund) von der Württ. Landesstelle für Naturschutz am 18. 5. 1942 gebeten, das Moorgelände von der Gemeinde Übrigshausen zu erwerben. Diese Kaufverhandlungen scheitern. In einem Antwortschreiben des Bürgermeisters vom 7. 7. 1942 wird lapidar festgestellt: „Nach Rücksprache mit den Herren Gemeinderäten und Beigeordneten wäre die Gemeinde geneigt, das Gebiet gegen Tausch abzutreten. Wäre dies von dort nicht möglich, käme eine Veräußerung nicht in Frage.“

Am 4. Juli 1944 macht der Hauptnaturschutzwart des Schwäb. Albvereins von Heilbronn aus nochmals einen Vorstoß für eine baldige Unterschutzstellung, doch selbst eine einstweilige Sicherstellung gem. § 17 RNGesetz scheitert an der Überbelastung der zuständigen Sachbearbeiter.

In den letzten Kriegstagen wird das benachbarte Munitionsdepot von alliierten Fliegern entdeckt und bombardiert. Einige Bomben fallen auch in die Randzone des Moores. Nach Kriegsende bei der Sprengung des Munitionsdepots wird der umgebende Wald stark zerfetzt. Die „Neue Zeitung“ schreibt noch am 3. 8. 1949: „Lauernder Tod im Waldidyll – scharfe Munition ragt aus dem Boden.“ Doch mit der Trümmerbeseitigung taucht eine neue Gefahr für das Moor auf. Der vorhandene Gleisanschluß, die bestehenden Versorgungsleitungen lassen den Plan reifen, ein Industriegelände oder eine Wohnsiedlung auf dem Gelände des alten Munitionslagers entstehen zu lassen. Was bei der Trümmerverwertung nicht als Baumaterial geeignet ist und der anfallende Erdaushub könnte ja zur Auffüllung des benachbarten „nutzlosen“ Moorgeländes verwendet werden. Der Rechtscharakter, unter dem das 26 ha große Ge-



7. Erlenbruch im Süden des Mooreeses, mittlerer Wasserstand

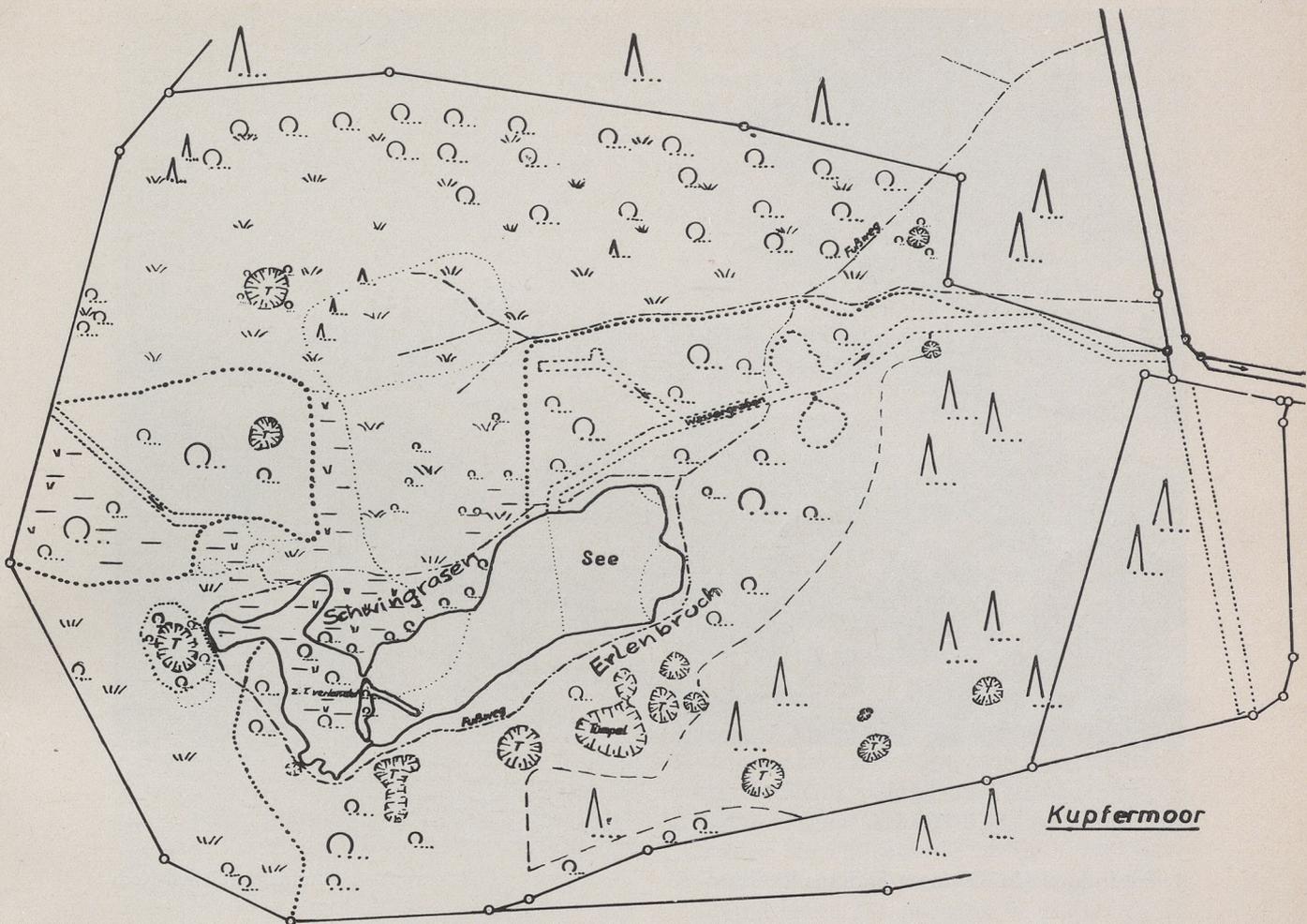
lände von der Militärregierung dem Lande Württemberg-Baden überlassen wird (kein Verkauf, sondern nur Verpachtung auf längstens 5 Jahre), ist zum Glück dann doch ein wesentlicher Hinderungsgrund für größere industrielle Investitionen. Wieder einmal ist das Moor gerettet und kann sich von den schweren Kriegseinwirkungen erholen.

Die neue Verwendung des alten Muna-Geländes macht aus Sicherheitsgründen eine Einzäunung notwendig. Die Errichtung dieses Schutzzaunes muß abgewartet werden, bevor weitere Schutzmaßnahmen für das Moor getroffen werden können. Dazu kommt, daß das seinerzeit in Aussicht genommene Naturschutzgebiet sich in seinen Randgebieten so verändert hat, daß eine Neubegrenzung notwendig wird. An der Nordseite des geplanten Schutzgebietes wird ein Streifen mit Fichten und weitere mit Pappeln aufgeforstet.

Die dadurch erfolgte weitere Einengung des Moorgeländes hat jedoch den Pflanzenbestand im Kernstück des Moores nicht entscheidend beeinflussen können. Im übrigen sind die Pappeln bereits jetzt wieder abgängig.

Weiteren Beschneidungen auf der empfindlichen Westseite kann 1955 entgegengetreten werden.

Da ohne eine neue Vermessung das Moorgelände nicht eindeutig abgegrenzt werden kann, wird zwischenzeitlich daran gedacht, wenigstens den eigentlichen Mooree als „flächenhaftes Naturdenkmal“ einzutragen, bis endlich das Land Baden-Württemberg Mittel für den Erwerb von Naturschutzgebieten zur Verfügung stellt. Allerdings in so bescheidenem Rahmen (zunächst jährlich 100 000 DM), daß der Auswahl von zu erwerbendem schutzwürdigem und besonders schutzbedürftigem Gelände enge Grenzen gesetzt sind.



Lageplan des Naturschutzgebietes Kupfermoor

Immerhin können nun erneut mit der Gemeinde Übrigshausen Kaufverhandlungen eingeleitet werden, die allerdings „auf der Basis eines dem allgemeinen Verkehrswert entsprechenden Kaufpreises“ ausgehandelt werden müssen. Gemeinsam mit Vertretern der Oberfinanzdirektion, des Staatl. Liegenschaftsamts, des Regierungspräsidiums, der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, dem Bürgermeister und den Gemeinderäten können diese Verhandlungen nach einem eingehenden Augenschein zu einem positiven Abschluß gebracht werden.

Mit dem Kaufvertrag vom 8. 6. 1965 wird so das Kupfermoor im Flächengehalt von 3 ha 69 a 71 m² vom Land Baden-Württemberg erworben (siehe Lageplan). Dankenswerterweise findet auch der Kreisbeauftragte für Naturschutz und Landschaftspflege

einen Weg für eine baldige Vermessung, so daß das Schutzverfahren von der Bezirksstelle und dem Regierungspräsidium mit Zustimmung des Kultusministeriums eingeleitet werden kann.

In der Verkündung der Schutzverordnung im Gesetzblatt für Baden-Württemberg vom 31. Mai 1967 erhält dieses Verfahren seinen rechtsgültigen Abschluß.

Damit steht das Kupfermoor als erstes Naturschutzgebiet des Kreises Schwäbisch Hall weiteren wissenschaftlichen Untersuchungen zur Verfügung. Eine algologische und pflanzensoziologische Bestandsaufnahme ist bereits von der Bezirks- und Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Aussicht genommen. Die Tierwelt ist bis jetzt noch nicht untersucht und wartet auf eine wissenschaftliche Bearbeitung.

leitungsstein und einem wiederaufgebauten Brunnen, dokumentiert. Das östliche Rendelkastell ist nach 1945 vollständig überbaut worden, nur ein römischer Meilenstein, vielleicht auch ein Grenzstein, steht knapp außerhalb des militärischen Geländes. Es ist bedauerlich, daß alle Hinweise auf dieses Kastell vernichtet wurden. Hier hat wohl, als einer der ersten systematischen Römerforscher im heutigen Württemberg, Christian Ernst Hanselmann (1698–1775) gegraben und auf Grund seiner Ergebnisse das klassische Werk in zwei Bänden veröffentlicht: „Beweis wie wit der Römer Macht in den ... Ost Fränkischen sonderlich hohenlohische Lande eingedrungen ...“ Schwäb. Hall 1768 und 1773. Die spätere Forschung bestätigte seine Ergebnisse.

Zwischen den beiden Kastellen lag eine bürgerliche Siedlung, in der auch die Familien der Offiziere gewohnt zu haben scheinen, denn hier fand man nicht nur Gegenstände des militärischen Lebens, sondern auch Kunstwerke, die über das Provinzielle hinausgehen, aus Stein und Bronze. Unter diesen ragen ein Silen und ein Merkur (Abb. 2) hervor, kleine Bronze-Statuetten, die der römische Offizier, der ja auch die politische Gewalt innehatte, aus seiner Heimat *mitbrachte*, um seine Wohnräume mit Zeugnissen der Kultur seiner Heimat zu schmücken. Die Gegenstände haben sich deshalb hier erhalten, weil römisch Öhringen wahrscheinlich 260 n. Chr. von den Germanen überrannt und geplündert wurde. Die Großplastiken wurden teilweise zertrümmert und die kleinen Statuetten verschwanden im Schutt, um bei ihrer Auffindung nach Jahrhunderten unser Auge zu erfreuen.

Es sollte einige Jahrhunderte dauern, bis die nun fränkisch gewordene Siedlung, die außerhalb der römischen Bauten errichtet wurde, sowohl in Urkunden als auch in Bauwerken zu erfassen ist.

Die Mutter des Kaisers Konrad II., Adelheid, aus dem fränkischen Raum jenseits des Rheines stammend, heiratete in einer zweiten Ehe einen Grafen, dessen Besitz um Öhringen sich bis ins Kochertal im Norden, bis auf die Keuperhochstraße im Süden, bis an die heutige Ausdehnung der Reichsstadt Schwäb. Hall im Osten und bis nach Weinsberg im Westen erstreckte. Dieser Grundbesitz wurde von Adelheid und ihrem Sohne aus zweiter Ehe, dem Bischof Gebhard von Regensburg, dazu verwendet, die Pfarrkirche in Öhringen 1037 in ein Chorherrnstift zu verwandeln. In den Traditionsbüchern dieses Stiftes wird die so entstandene Stiftskirche als die Lieblingskirche der Mutter Konrads II. bezeichnet. Sie konnte in die Krypta der Kirche Reliquien stiften, die das

Ziel zahlreicher Wallfahrer des Mittelalters wurden. Im Westteil dieser Krypta wurde Adelheid auch beigesetzt. 1241 wurden ihre Gebeine in einen Sarkophag umgebettet, der in den besten Formen des Übergangsstiles ausgestaltet ist (Abb. 3). Es ist durchaus möglich, daß die Staufer, die in der Mutter Konrads II. auch ihre Vorfahrin sahen, den Anlaß zur Errichtung des Sarkophages, wahrscheinlich zum 200. Todestag, gaben. Eine vereinfachte Stammtafel möge die Verwandtschaft veranschaulichen:

Heinrich, Graf v. Speyer ∞ Adelheid aus lotharingi-
und Wormsgau (1000) schem Geschlecht (Wipo)

Konrad II. († 1039)

|
Heinrich III. († 1056)

|
Heinrich IV. († 1106)

|
Agnes († 1143) ∞ Friedrich I., Herzog von
Schwaben († 1105)

|
Friedrich II., Herzog von Schwaben († 1147)

|
Friedrich I. (Barbarossa † 1190)

Die weltliche Schutzherrschaft über die geistliche Stiftung wurde in der Urkunde des Jahres 1037 den Grafen Comburg übertragen. Nach deren Aussterben scheint sie an die Hohenstaufen gekommen zu sein. Zu deren treuesten Anhängern und Verfechtern ihrer politischen Ideen gehörten die Edelfreien von Hohenlohe, die ihren Eigenbesitz vorwiegend im mittleren Taubertal hatten. Sie erscheinen als Nachfolger der Staufer, die ihnen die Ausübung der kaiserlichen Rechte übertrugen und sie als Vögte des Öhringer Stiftes einsetzten. Die mit dieser Würde verbundenen Rechte ermöglichten den Edelherren den Aufstieg zu selbständigen Landesherrn über die spätere Grafschaft bzw. das Fürstentum Hohenlohe. Öhringen wurde so die wichtigste Stadt Hohenlohes. In einer Urkunde des Jahres 1253 werden die Rechte gegenüber der königlichen Verwaltung, die von Weinsberg beansprucht wurde, geregelt. Diese Urkunde gehört zu den seltenen und frühesten Rechtsdokumenten, die in deutscher Sprache abgefaßt sind. Jakob Grimm hat sie als „das Öhringer Weistum“ bezeichnet.

Trotz aller Landesteilungen, die in Hohenlohe das politische Geschehen beeinflußten, blieb Öhringen immer im gemeinschaftlichen Besitz aller Linien. Erst 1782 verkaufte Hohenlohe-Waldenburg seinen Anteil an Hohenlohe-Neuenstein. Infolge der in der Stadt gemeinsam ausgeübten Rechte konnte hier erst in der Neuzeit eine Residenz entstehen. Immer aber war das Stift der Mittelpunkt und der Ausgangspunkt



2. Merkur aus „Römisch Öhringen“
Aufnahme Staatl. Amt für Denkmalpflege Stuttgart

aller kulturellen Bestrebungen. Hier waren die ältesten Schulen des Landes und nach der Reformation und der Auflösung des Stiftes wurde Öhringen der Sitz eines Generalkonsistoriums für die gesamte Grafschaft. Eine hervorragende Bibliothek, in welcher sich sogar Handschriften mittelhochdeutscher Dichtungen befanden, diente den Beamten und Lehrern zur Weiterbildung. Die Stadt selbst konnte ihre Gewohnheitsrechte infolge der gemeinschaftlichen Regierung verhältnismäßig ungestört ausüben und das Leben in ihr war freiheitlicher als in den übrigen Städten Hohhenlohes. Erst nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde Öhringen der Sitz einer selbständigen

Linie, der Linie Hohenlohe-Neuenstein-Öhringen. Die Erbauung eines Schlosses war die notwendige Folge davon. Der zu Anfang des 17. Jahrhunderts errichtete Witwenbau wurde zu einem Residenzschloß erweitert, die Stiftsgebäude und Häuser der Stiftsverwaltung wurden die Verwaltungssitze der Regierung. Die Struktur der Bevölkerung wandelte sich; neben den Bürgern erscheinen die Hofbeamten und die Dienerschaft. Adelige Hofmarschälle, Junker, Jägermeister und Offiziere bildeten die Spitzen des Hofstaates, Juristen waren die Vorstände der Beamtungen, und qualifizierte Handwerker ernannte der Fürst zu Hofkünstlern und Hofhandwerkern. Einen Höhepunkt sowohl in kultureller als auch in wirtschaftlicher Hinsicht erlebte Öhringen unter der Regierung des letzten Fürsten aus der Linie Hohenlohe-Neuenstein-Öhringen, des Fürsten Friedrich Karl. Seine Gemahlin war eine Herzogin von Sachsen-Hildburghausen. Der Fürst hatte eine Vorliebe für das Kirchen- und Schulwesen, das er durch Neubauten von Kirchen und Schulen verbesserte. Unter ihm entstanden die von örtlichen Künstlern ausgeschmückten protestantischen Predigerkirchen in der Umgebung Öhringens. Sein Neffe, den er zu seinem Erben einsetzte, Friedrich Ludwig, war preußischer General und Gouverneur in Breslau. In seinen schlesischen Besitztümern kam er mit dem Berliner Klassizismus in Berührung und brachte auf diese Weise Planungen preußischer Städtebauer und Künstler nach Öhringen. Man baute die gewordene Stadt nicht um, sondern errichtete die Häuser entlang den Ausfallstraßen. So entstand in Öhringen die Karlsruhvorstadt, breit angelegt mit genügendem Abstand von Nachbargebäude und mit rückwärtigen Gartenanlagen. Die Stadt wurde durch ein klassizistisches Tor, das mit der Bezeichnung „Berliner Tor“ seine Herkunft verrät, abgeschlossen. Als nach dem Tode des letzten Fürsten der Öhringer Linie der Ingelfinger Neffe das Erbe antrat, wurde Öhringen der Mittelpunkt des ehemaligen Linienbesitzes beider Fürstentümer, dazu gehörten die Städte: Öhringen, Neuenstein, Ingelfingen und der Markt Schrozberg. In Preußen spielte der nun hier regierende Fürst politisch und militärisch eine bedeutende Rolle. Doch 1806 verlor er gegen Napoleon die Schlacht bei Jena, er wurde nach Schlesien verbannt und starb dort arm an weltlichen Gütern. Die im gleichen Jahre erfolgte Mediatisierung machte Öhringen zu einer Provinzstadt, wie es viele im neuen Königreich Württemberg gab.



3. Sarkophag der Kaiserinmutter Adelheid in der Stiftskirche zu Öhringen

Aufnahme Stüwer

Zur Baugeschichte der Öhringer Stiftskirche

Von Eberhard Knoblauch

Die Öhringer Pfarrkirche ist schon im 11. Jahrhundert in ein Chorherrnstift umgewandelt worden. Dies hatte im Jahre 1037 weittragende Veränderungen des Kirchengebäudes zur Folge. Umbauten sind uns ferner aus der Mitte des 13. Jahrhunderts überliefert. Die letzte wesentliche Bauveränderung, deren Ergebnis wir heute noch vor Augen haben, fand in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts statt; auf einer Steintafel, die an der Nordseite des Chores eingelassen ist, steht geschrieben: „Anno domini 1454 an dem sonntag letare ist der erst stein gelegt.“ Da bereits 1451 Ablässe erteilt wurden „für diejenigen, welche Steine und Holz herbeiführen“, ist anzunehmen, daß mit den ersten baulichen Maßnahmen damals begonnen wurde.

In diesem Zusammenhang konnte ein Neubau der Krypta nicht umgangen werden, denn dort befand sich von jeher das Grabmal der Stifterin, der Kaiserinmutter Adelheid. Der Innenraum, eine gotische Hallenkrypta, enthält zwei Reihen von je vier Rundstützen, aus denen das Gewölbe palmenartig herauswächst. Bereits im Jahre 1457 war das Bauwerk „in ebener guter Höhe über den Grund gebracht und darinnen auch drei neue Altäre fertiggestellt“. Über der Krypta erbaute man einen Langchor für den gemeinsamen Chordienst der Stiftsgeistlichen. Der in fünf Seiten des Achtecks schließende Chor erhält durch die fünf Spitzbogenfenster mit reichem Fischblasenmaßwerk und durch die Dienste in den Polygonen eine Höhenbewegung. Ein weitmaschiges Netzrippengewölbe aus Sandstein überspannt den Raum einheitlich bis ins Polygon. Der für die Laien bestimmte Hallenraum des Schiffs erhielt dagegen eine breitgelagerte Form. Doch hat der Meister der Halle durch das höher geführte Mittelschiff (sog. Staffelhalle) eine räumliche Beziehung zum Chor hergestellt. Von der Außenseite her fällt besonders die Gliederung des hochaufragenden Chors durch die abgetreppten Strebebögen auf; die durchgehende Firstlinie des Satteldachs schließt Chor und Schiff einheitlich zusammen.

1457 wird berichtet, daß der Glockenturm auffällig sei, weshalb man mit dem Bau eines neuen Turms begonnen habe. Dieser Turm ist der seitlich des Chors stehende Läuturm, der freilich einen älteren Unterbau besitzt. Damals entstanden noch die nördliche Chorseitenkapelle und das östliche Gewölbejoch des

Mittelschiffs im Langhaus (ehemalige Vierung). Von den im 13. Jahrhundert begonnenen Türmen wurde damals, zusammen mit dem Chor, nur der südliche Chorseitenturm vollendet; im Westturm erhielt insbesondere die Vorhalle ihr Rautennetzgewölbe. Diese erste spätgotische Bauperiode dürfte mit der Weihe des oberen Choraltars im Jahre 1467 beendet gewesen sein. Eine Trennung von den Bauteilen der zweiten spätgotischen Bauperiode, der Halle, ist durch Baufugen an Mauerteilen unter dem Dachstuhl nachzuweisen; auch verwendete man in der zweiten Bauperiode Ziegelmaterial für die Gewölbe.

Über den leitenden Meister des Öhringer Chorbaus finden wir bei den hohenlohischen Geschichtsschreibern nichts vermerkt. Dehio¹ sieht in Hans von Aurach den Meister des Chors, was aus zeitlichen Gründen unwahrscheinlich ist. In Öhringen wird dieser Meister erstmals 1491 erwähnt². Damals verpflichtete man sich, den beiden Steinmetzen Hans von Aurach und seinem Mitgesellen Meister Bernhard (Sporer) 100 fl. zu bezahlen, denn „beide han den baw zu machen bestanden“. Diese Entlohnung kann sich nur auf die zuvor begonnene bedeutsame Öhringer Hallenanlage beziehen, die hier außerhalb der näheren Betrachtung bleibt. Wir wissen heute, daß Meister Hans aus der Uracher Residenz kam und vom Mittelrhein stammte. Er gehörte demjenigen rheinischen Meisterkreis an, der vor 1470 von Eberhard im Bart gerufen wurde.

Auf den Schlußsteinen des Öhringer Chorgewölbes ist kein Meisterzeichen sichtbar. Im Chorchaupt finden wir einen viergeteilten Wappenschild mit den Wappen von Hohenlohe, Ziegenhayn und Nidda; über dem Schild befindet sich ein Helm und, als Helmzier, ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln; es ist das hohenlohische Wappen im Zeitraum von 1450 bis 1495. Die Erbauung des Chores fällt in die Regierungszeit der Gebrüder Kraft V. und Albrecht II. (Öhringen wurde gemeinsam regiert). Beide spendeten bedeutende Beträge für dieses Bauvorhaben. Besonders Albrecht, der unvermählt war, erweiterte das Besitztum des Hauses. Er hatte in seinem Testament verschiedene Stiftungen niedergelegt. Man hat deshalb seinen Namen und sein Todesjahr (1490) nachträglich über den Adlerflügeln des hohenlohischen Wappens angebracht. Mit der Fertigstellung des Chorgewölbes hat diese Jahreszahl somit nichts zu tun.

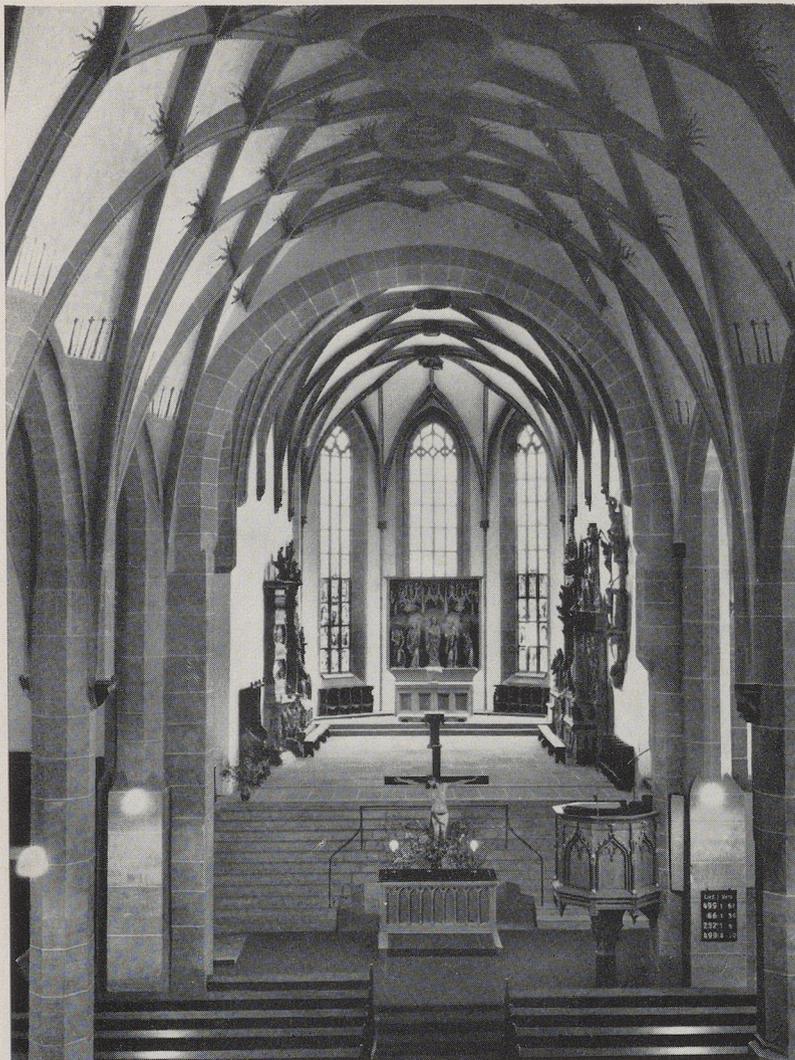


Öhringen
Schloß und Stiftskirche

Aufnahme Taut

Vor einigen Jahren entdeckte ich nun bei Aufmaßarbeiten mehrere Steinmetzzeichen an den Diensten des Chorpolygons, im Oktogongeschoß des Läutturms und am Fenstergewände der nördlichen Chorseitenkapelle, die ohne Zweifel auf den bekannten markgräflisch badischen Baumeister Hans Spryss von Zaberfeld hindeuten. Bisher war uns dieser Meister erst vom Jahre 1475 ab greifbar, denn aus diesem Jahre stammt seine außerordentlich wichtige Bestallungs-urkunde³. Als Werkmeister des Markgrafen Christoph von Baden (1473–1527) und seines Bruders Albrecht erhielt er damals das Privileg für sämtliche Bauten der Markgrafen. Man befreite ihn als leib-eigenen Mann auch von Steuern und Frondiensten. Nach dem weiteren Wortlaut dieser Urkunde zu

schließen, stand Hans Spryss aber bereits vorher schon in Diensten des badischen Markgrafen Karl I. (1453–1473), wobei er wohl in der Hauptsache den Chor der Pforzheimer Stiftskirche baute. Auf Grund der Öhringer Zeichen sind wir jetzt in der Lage, seine Tätigkeit bis auf die Zeit nach der Jahrhundertmitte zu verfolgen. Über seine spätere Tätigkeit sind wir gut unterrichtet. 1476 schuf er ein Sakramentshaus in seiner Heimatstadt. Nach 1487 taucht sein Zeichen an der Arkatur der Herrenberger Stiftskirche in der Grafschaft Württemberg auf. Um 1490 finden wir ihn beim Wiederaufbau des Westflügels des Hirsauer Kreuzgangs. Damals führte er auch die Kirche von Eutingen bei Pforzheim aus. Von 1492 bis 1499 treffen wir ihn als Bürger zu Horb/Neckar;



Stiftskirche Öhringen,
Innenansicht

Aufnahme Braun

in dieser Zeit arbeitete er am Chor der Diessener Pfarrkirche.

Familienbeziehungen zwischen den Häusern Baden und Hohenlohe scheinen sich auch beim Öhringer Chorbau ausgewirkt zu haben. Erzherzog Albrecht VI. von Österreich, Schwager des Markgrafen Karl I., stiftete 1453 Reliquien zum Öhringer Chorbau. Weitere Aufschlüsse geben die Glasmalereien der Öhringer Chorfenster, die man früher mit der Werkstatt des bekannten elsässischen Meisters Peter Hemmel von Andlau in Verbindung brachte⁴, in letzter Zeit aber nur einem provinziellen, unter dem Einfluß Peters stehenden Meister zuschreibt⁵. In den verschiedenen Scheiben sind u. a. folgende Persönlichkeiten dargestellt: Markgraf Karl I. von Baden kniend in Rüstung, Erzbischof Johann von Trier kniend mit Mitra und Stab, der Straßburger Domherr Markus

sowie der Bischof Georg von Metz und Utrecht, alle vier Söhne des 1453 verstorbenen Markgrafen Jakob I. Außerdem war ein Bruder des hohenlohischen Grafen Kraft V. Domherr in Trier. Schon im vorigen Jahrhundert vermutete man, daß dieser Domherr Georg „zusammen mit seinen badischen Vettern“ einen Teil der Scheiben stiftete⁶. Auf Zusammenhänge mit dem Kloster St. Matthias zu Trier weisen außerdem die 1464 von dort gestifteten Reliquien für einen Altar in der Öhringer Krypta hin.

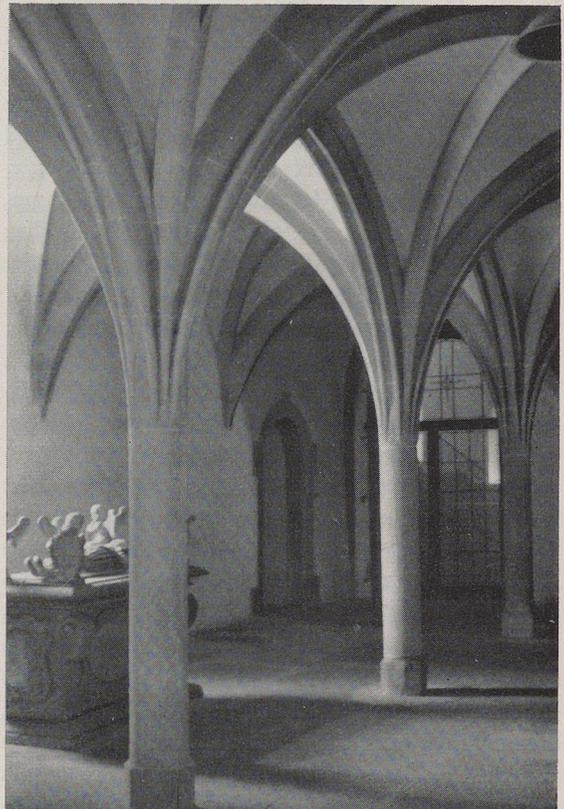
Trotz diesen Dokumenten wurde bisher noch nicht die Tätigkeit markgräflicher Bauleute am Öhringer Chor in Erwägung gezogen. Merkwürdig aber ist, daß der Öhringer Chor auffallende Ähnlichkeit mit dem Stiftschor der Pforzheimer St. Michaelskirche besitzt. Im Jahre 1460 genehmigte Papst Pius II. auf Bitten Markgraf Karls die Umwandlung der Pforzheimer

Pfarrkirche in ein Chorherrnstift, weshalb damals ein neuer Chor gebaut wurde. Auf dem östlichen Schlußstein des Chorgewölbes kann man deutlich ein Bildwerk erkennen. Die Halbfigur eines Mannes, die eine Kappe auf dem reichen Lockenhaar trägt, hält mit beiden Händen einen Schild, der das bekannte Steinmetzzeichen des Hans Spryss enthält. Wahrscheinlich hat dieser Meister hier sein Selbstporträt angebracht. Auch die Raumproportionen dieses Langchors (Triangulatur) und sogar Einzelheiten, wie Fensterproportionen und Maßwerke, sowie die Laubwerkkonsolen des Gewölbes zeigen eine genaue Übereinstimmung mit den Öhringer Vorbildern.

1453 gründete Markgraf Jakob die Liebfrauen-Stiftskirche zu Baden-Baden, und alsbald begann man auch dort einen neuen Chor zu bauen. Der Pforzheimer Pfarrer Gerwig erkannte schon zu Anfang unseres Jahrhunderts, daß die dortigen Raumproportionen denen in Pforzheim entsprechen⁷. Er kam zu dem Ergebnis, daß beide Chöre durch denselben Meister erstellt wurden. Dieser Angabe widersprach Vischer mit der Feststellung, daß im Baden-Badener Chorpolygon Dienste und nicht wie in Pforzheim Konsolen als Gewölbeträger verwendet worden seien⁸. Kehren wir nun nach Öhringen zurück, so bemerken wir, daß gerade an den Öhringer Diensten der Pforzheimer Meister Spryss sein Zeichen angebracht hatte. Weiterhin finden wir den klaren Aufbau des Netzgewölbes und das Gewölbemuster des Öhringer Chors – nicht die Maßwerkmuster – in Baden-Baden wieder. Ganz auffallende Ähnlichkeit hat außerdem das Sterngewölbe des Baden-Badener Marienchörleins mit dem der nördlichen Chorseitenkapelle in Öhringen. Leider kennen wir nun den leitenden Meister von Baden-Baden nicht. Die dargelegten Zusammenhänge berechtigen jedoch auch noch nicht, Hans Spryss die Leitung der Chorbauten von Baden-Baden und Öhringen zuzuschreiben. Da verschiedene Öhringer Steinmetzzeichen auch in Baden-Baden auftreten, spricht immerhin manches dafür, für beide Chöre einen Meister anzunehmen. Nach den erwähnten Lebensdaten zu schließen, muß Spryss um 1454 zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Jahre alt gewesen sein. Vermutlich hatte er in Öhringen eine parlierähnliche Stellung innegehabt, welche für seinen späteren Aufstieg in Pforzheim die Voraussetzung gewesen sein dürfte.

Im Jahre 1939 fand man in alten Stuttgarter Steuerbüchern eine Reihe mittelalterlicher Planfragmente⁹, die auf den Anfang des 15. Jahrhunderts datiert und mit der Eßlinger Bauhütte in Zusammenhang gebracht werden¹⁰. Wenn auch direkte Beziehungen zwischen

der Eßlinger Hütte und der Prager Dombauhütte vorläufig dahingestellt sein mögen, so scheinen doch Parallelen zwischen diesen Rissen und ausgeführten Bauten des Parlerkreises zu bestehen. Auf einem der Pläne ist das Grundrißsystem einer dreischiffigen Kirche zu sehen, in das verschiedene Sterngewölbemuster eingezeichnet sind¹¹. Gerade diese Muster stimmen aber z. T. mit den Öhringer Gewölbefigurationen überein. Der Knickrippenstern und die doppelten Springrauten im Mittelschiff des Planfragments sind über der ehemaligen Öhringer Vierung (in gestutzter Form) bzw. im Öhringer Chor zu erkennen¹². Der vierzackige Stern im Seitenschiff findet sich wieder in der Öhringer Sakristei. – Die nach 1350 entstandenen Kreuzrippengewölbe im östlichen Teil der Eßlinger Frauenkirche treten hundert Jahre später in der Westhälfte der Öhringer Krypta auf¹³. Das palmenartige Herauswachsen der Gewölberippen und -gurten aus den Rundstützen der Öhringer Krypta kann ganz ähnlich im Kapitelsaal des Konstanzer Münsters (1453 durch Vincenz Ensinger) nachgewiesen werden. Eben ein in der Öhringer Krypta oft auftretendes Steinmetzzeichen weist auf einen Angehörigen dieser berühmten schwäbischen



Stiftskirche Öhringen, Krypta Aufnahme Knoblauch



Meisterzeichen des Hans Spryss

Baumeisterfamilie der Ensinger hin, die bis 1440 die Leitung der Eßlinger Hütte innehatten. Auch das dem Öhringer verwandte Balinger Chorgewölbe dürfte mit Hänslin Jörg auf diese Hütte zurückgehen¹⁴. Dagegen scheinen badische Kräfte an dem nach 1484 begonnenen Chor von Großsachsenheim gearbeitet zu haben, was sich aus den Beziehungen des Orts zu den badischen Markgrafen erklären läßt. Auffallend ist auch, daß das Steinmetzzeichen des Schwiegersohns des Eßlinger Meisters Hans von Böblingen, Stefan Waid, sehr eng mit dem Spryss'schen Zeichen verwandt ist. Waid vollendete 1494 den Turm der Eßlinger Frauenkirche. Es ist somit nicht unwahrscheinlich, daß Hans Spryss seine Ausbildung in der Eßlinger Bauhütte erhalten hat.

Fragen wir nach Umfang und Bedeutung der Tätigkeit des Hans Spryss am Öhringer Chorbau, so haben wir noch die am Baden-Badener Chor (nach 1453) und am dortigen Langhaus (nach 1477 beendet) vorhandenen Steinmetzzeichen zu betrachten¹⁵. Sie kommen teilweise auch am Chor der Stiftskirche zu Bruchsal (nach 1447), an Teilen der Stiftskirche zu Landau (nach 1450), der Spitalkirche zu Baden-Baden (nach 1468), der Kirche zu Untergrombach (1474) und dem Bruchsaler Langhaus (nach 1478) vor. Diese Bauten werden mit den Meistern Lorenz, Hans von Mingolsheim, Hans Frosch und Konrad von Schmie in Zusammenhang gebracht¹⁶. Besonders Hans von Mingolsheim, der (wie auch Meister Lo-

renz) für das Speyrer Hochstift tätig war, erreichte für die untere Neckargegend besondere Bedeutung. Er baute nach dem Vorbild der Katharinenkirche zu Oppenheim (nach 1317) Kapellen und Portalvorhallen in halber Raumhöhe zwischen eingezogenen Streben an die Seitenschiffe des Langhauses der Heilbronner Kilianskirche (1447–1455)¹⁷. Wahrscheinlich schuf er 1451 das Sakramentshaus im Chor der Stadtkirche zu Wimpfen/Berg¹⁸ und war vielleicht auch vor 1468 an der dortigen Sakristei tätig. 1464 begann er mit dem Bau des (nicht mehr erhaltenen) Heilbronner Karmeliterklosters. Eine direkte Zusammenarbeit mit Hans Spryss ist allerdings nur von Symion von Ettlingen in Herrenberg (erst nach 1487) bekannt¹⁹.

Zusammenfassend wird man nicht mehr sagen können, als daß eine rheinpfälzisch-badische Steinmetzen- und Baumeistergruppe und mit ihnen Hans Spryss am Öhringer Chorbau tätig war. Der Wirksamkeit dieser badischen Meister kam doch vielleicht ein bestimmtes Gewicht zu, da die von 1451–1467 in Öhringen entstandenen Bauteile Verbindungen zur Eßlinger Baukunst erkennen lassen, aus der Spryss herzukommen scheint.

¹ G. Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Süddeutschland, 1925, S. 393; vgl. ferner Reclams Kunstdenkmäler Band II, 1960, S. 399. – ² J. Chr. Wibel, Hohenlohische Kirchen- und Reformations-Historie, Teil IV, 1754, S. 26. – ³ F. J. Mone, Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, VII, 1838, S. 414 f. – ⁴ I. L. Fischer, Handbuch der Glasmalerei, 1937, S. 130. – ⁵ H. Wentzel, Meisterwerke der Glasmalerei, 1954, S. 71. – ⁶ H. Bauer, Die Stiftskirche zu Öhringen und ihre Antiquitäten, in: Zeitschrift des Hist. Vereins für Württ. Franken, 1860, S. 282. – ⁷ R. Gerwig, Die Schloßkirche zu Pforzheim, 1909, S. 10. – ⁸ E. Vischer, Die Schloßkirche zum Heiligen Michael in Pforzheim, in: Studien zur deutschen Kunstgeschichte, 1911, S. 62 ff. – ⁹ O. Kletzl, Planfragmente aus der deutschen Dombauhütte von Prag, 1939, S. 77 ff. – ¹⁰ H. Köpf, Die Baukunst der Spätgotik in Schwaben, 1958, S. 9 f. – ¹¹ Es handelt sich um das Grundrißfragment 3 v, in: O. Kletzl, a. a. O., S. 79, Abb. 9. – ¹² Das Gewölbemuster des Öhringer Chors ist schon über der Tordurchfahrt des Altstädter Brückenturms in Prag (1385 von Peter Parler) nachzuweisen. – ¹³ Vgl. H. Köpf, Die Baukunst der Spätgotik in Schwaben, S. 42 f. – ¹⁴ Ebenda S. 62 f. – ¹⁵ Kunstdenkmäler Badens, 11. Band, Stadtkreis Baden-Baden, 1942, S. 72 ff. – ¹⁶ R. Heiligenthal, Baugeschichte der Stadt Bruchsal vom 13.–17. Jahrhundert, in: Zeitschrift für die Geschichte der Architektur, Band 1, Beiheft 2, 1909, S. 17, 42, 67 f. und 123 ff. – ¹⁷ H. Köpf, Die Heilbronner Kilianskirche und ihre Meister, 1961, S. 19 ff. Man vergleiche diese Bauteile in Baden-Baden und Bruchsal. – ¹⁸ F. Arens/R. Bührlen, Die Kunstdenkmäler in Wimpfen am Neckar, 1958, S. 71. – ¹⁹ H. Köpf/E. Haage, Die Stiftskirche zu Herrenberg, 1952, S. 32 f.

Zu erneuerten Kirchen im Hohenloher Land

Gegenwart und Geschichte

Von Peter Haag

In Landschaft und Bauwerk sichtbar, oft unerwartet und fast bestürzend intensiv noch erlebbar, im Wesen der Menschen, in Geist, Kultur und Kunst, blieb „Geschichte“, das „Wie und warum wir so gewesen und geworden sind“ im Hohenloher Land bis herein in diese Jahre noch in Fülle erhalten.

Kräfte und Mächte, in Jahrhunderten einströmend, sich bildend, sich wandelnd, ablösend, überlagernd, aus- und angleichend:

Bistum, Orden und Protestantismus, also geistliche und weltliche Ordnungsmacht, vielfältige Regel, Reform, Reformation, Gegenreformation und Kirchenordnungen;

Herrschaft vielverzweigter, aufblühender und absterbender Geschlechter, vom staufischen Dienstmann bis zum aufgeklärten Fürsten des 18. Jahrhunderts, dessen Residenz etwas vom Glanz, von Kultur und Bildung der großen europäischen Höfe widerspiegelte; Stadtmacht: Sicherheit und Recht, Markt und Münze, Handwerk, Handel, Schule und Kunst;

dann napoleonischer Schnitt durch alte, langgewachsene Verbindungen, staatliche Neufassung und Hineinwachsen in größere Zusammenhänge;

aber immer auch, neben den Melodien, die die „Großen“ spielen, wie ein gleichbleibender Grundton die tagtägliche Arbeit vieler am Vieh und am Korn, am Wein, am Salz, an Stein und Holz –

dies formte Landschaft, Weg, Straße, Dorf und Stadt, Haus, Hof, Platz und Markt, Burg, Schloß, Kloster und Kirche bis herein in unsere Zeit, wurde so zu einem Teil unserer Gegenwart, damit zur Aufgabe und so auch zur drängenden Frage:

Was ist, was bleibt für uns von all diesem (ohne unser Zutun) auf uns gekommenen Alten brauchbar, sinnvoll, richtig und wichtig? Gibt es (in dieser extrem desorientiert erscheinenden Übergangszeit) brauchbare Vorstellungen oder Leitbilder, aus denen sich Antwort ergibt auf die Frage nach dem Wert des Alten? Konkreter für hier Antwort auf die Frage: welchen Sinn die Erhaltung alter Bauten heute und morgen grundsätzlich noch hat. Diese Antwort hätte dann auch Gültigkeit für die alten Kirchen, die in den Dörfern und Städten stehen, diese vielgestaltigen Gebilde, meist auch in Jahrhunderten gewachsen, das einmal mit beneidenswerter Sicherheit, ein ander-

mal weniger glücklich je nach den wechselnden Bedürfnissen ergänzt, umgebaut, erweitert und immer wieder neu, zur Ehre eines Höheren (immer ein wenig oder mehr aber auch zur Ehre der Menschen) geschmückt und geziert.

Viele dieser Kirchen erfuhren in den letzten Jahren (meist kann man sagen: einmal wieder) eine gründliche Erneuerung. Auch der Verfasser konnte eine größere Anzahl umgestalten, also neu ordnen für unseren heutigen Gebrauch und dabei mithelfen, manches ursprünglich Gute, einen erstaunlichen Bestand an geschichtlicher Aussage, viele reich differenzierte Kunstform, die durch Unverstand verdorben, verdeckt, verschmutzt war, zu sichern oder neu zu finden.

Aus dieser umfangreichen und intensiven Arbeit wird das Recht abgeleitet, zu versuchen, als Architekt und damit naturgemäß andere, ebenso wichtige Gebiete nur streifend, eine Antwort auf die oben gestellte Frage zu geben.

Zunächst zwei Einwände gegen das Erneuern alter Bauten, die oft zu hören sind. Es lohnt, sie nicht einfach zu ignorieren. Sie verdeutlichen das Gewicht der Fragestellung. Auf sie eine brauchbare Antwort zu finden, heißt die gestellte Frage weitgehend beantworten.

Die einen, die „frei“, ohne die „Last des Alten“ leben möchten, die „Neuen“ argumentieren: wodurch sind, bei den großen Aufgaben, die unsere Zeit zu bewältigen hat, Arbeit und Kosten für die Erhaltung alter Bauten heute überhaupt noch gerechtfertigt? Was ist an diesen Bauten, die oft „so dumm im Wege stehen“, denn noch zeitgemäß, interessant oder gar schön? Welcher Bezug zum Heute ist denn noch gegeben? Wird hier nicht versucht, Vergessenes, unbrauchbar gewordenes künstlich am Leben zu halten, Maskerade in abgetragenen Kleidern zu treiben? Es sind nicht wenige, nicht nur auf allen Ebenen die „erfahrenen Rechner“, die eisernen Praktiker und die angeblich nach vorne planenden „Realisten“, sondern gerade und auch Architekten, die nur dies kennen: Abbrechen, neu machen, im (vielberufenen, leider so schwer bestimmbar) Geiste und mit den modernen Methoden unserer Zeit!

Die andern, die „Romantiker“, die – wie sie traurig



1. Kirche in Gnadental. Blick nach Westen zur „Nonnenempore“ des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters aus dem 13. Jahrhundert
Aufnahme Volk

verraten – dazu verurteilt sind, in dieser bösen Zeit leben zu müssen, sähen am liebsten, wenn überhaupt nichts an den alten Bauten geschehen würde, nicht einmal „abstauben“ oder „ummöblieren“ möchten sie erlauben; lieber lang, lang hingezogen (wenn auch ihres Sinnes beraubt) sollen die Bauten „in Schönheit sterben“ oder eigentlich, kraft eines unerklärbaren Gesetzes, ewig weiterleben. Unterschiedlos kämpfen sie um jedes Detailchen wo und von welcher Qualität auch immer, oft ohne Kenntnis des

eigentlichen Wertes oder Unwertes und der Zusammenhänge. Die unwichtigste Einzelheit wird ihnen zum Zeugnis einer „großen“ Vergangenheit oder der „guten“ alten Zeit (die so nie war!), wird, über die ignorierte Gegenwart hinweg zur Hilfskonstruktion, zur vermeintlichen Brücke hinüber in eine zukünftige, wieder (aus unerfindlichen Gründen) „heile, echte Heimatwelt, in deren Gassen wieder Volkslieder klingen...“

Mit diesen beiden (in der Kürze vielleicht etwas



2. Kirche in Frauental. Ehemaliges Zisterzienserinnenkloster 13./14. Jahrhundert. „Unterkirche“ Aufnahme Volk

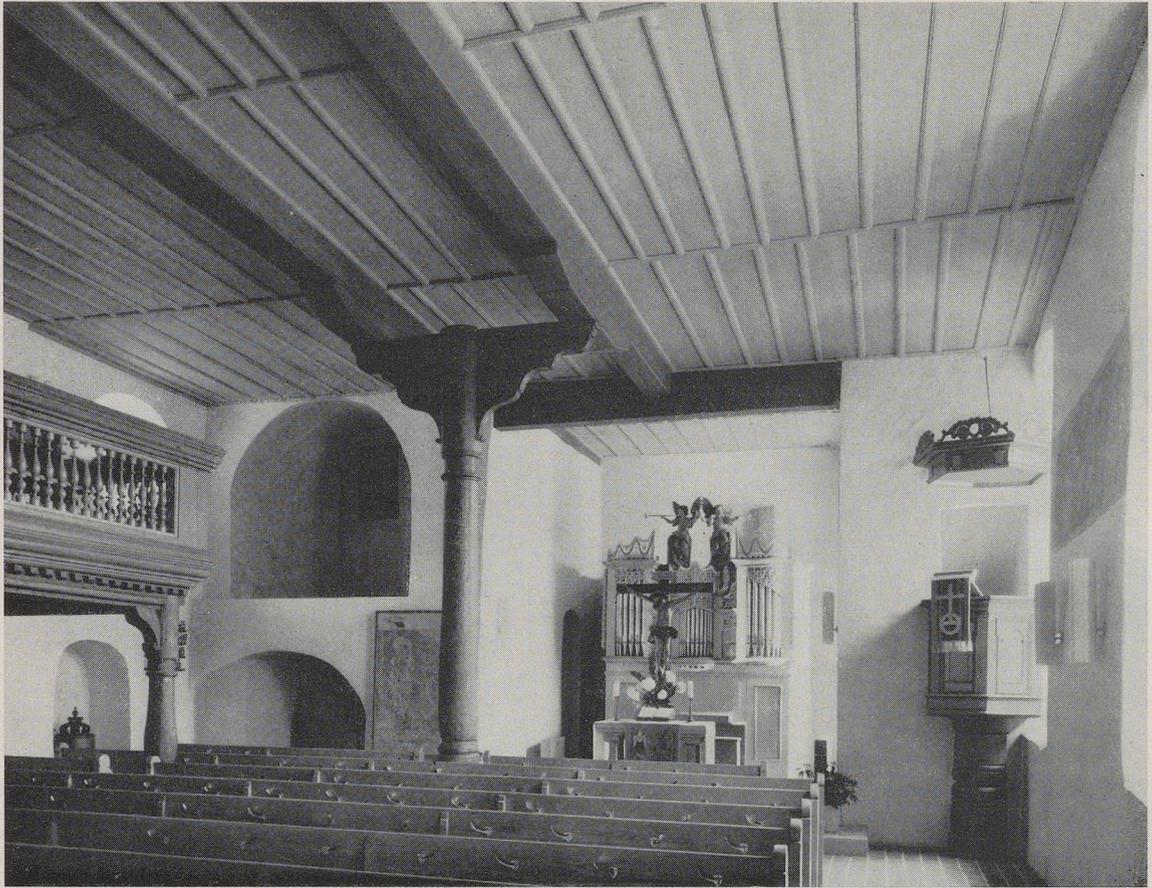
scharf konturierten) Gegnern einer schöpferischen, aktiven Arbeit an den alten Bauten ist ernsthaft zu rechnen. Es ist begreiflich, daß sie existieren. Für die „Neuen“ ist Vergangenheit tot, und zwar aus Unwissenheit, weil niemand sie lehrt, die Augen aufzumachen, vielleicht niemand es sie lehren wollte oder konnte und sie sich selbst vielleicht zunächst dagegen sträuben würden. Augen zu – Bagger – Vergangenheit weg!

Für die „Romantiker“ ist Vergangenheit „ihre“ zu-rechtgeputzte Mumie, eigenartig verschmiert, abgenützt, falsch verstanden, aber nicht selten geschäftlich ganz geschickt mißbraucht in jeweils geeigneter landsmannschaftlicher Manier.

Und noch eine Feststellung: es gibt die „Neuen“, weil es die „Romantiker“ gibt und umgekehrt. Die „Romantiker“ als „falsche“ Denkmalschützer müssen ja, eigentlich zwangsläufig, für die „Neuen“ zu Schreckfiguren werden, vor denen es wegzulaufen gilt. Das ist das Gute an den „Neuen“: sie lassen sich von

keiner abgedroschenen Phrase, keiner aufgewärmten Ideologie mehr imponieren, sie haben Angst vor jeder Art Rattenfängerei – welches Glück! Die „Romantiker“ sehen dagegen in den „Neuen“ richtig ihrer und ihrer Sache größten Feind, haben aber nur „Pfeil und Bogen“ zum Schießen, kennen das reiche Arsenal der „Neuen“ an Finten, Macht und Möglichkeiten viel zu wenig. So bleibt meist nur übrig, Zetermordio zu schreien, wenn es wieder einmal zu spät ist. Denn die „Neuen“ haben längst einmal wieder über ihren Kopf weg „fortschrittlich und nach vorne“ geplant und die Weichen gestellt.

Sollte einmal jemand überlegen, unser Jahrzehnt in einem wesentlichen Punkt positiv zu charakterisieren, so wäre eine mögliche (optimistische) Bezeichnung: „Jahre des Beginns besserer, umfassenderer Versuche.“ Soziologen, Biologen, Psychologen, Ärzte, Seelsorger, auch Architekten (um nur einige der tätigwerdenden Disziplinen zu nennen) sind, in immer mehr sich steigernder gegenseitiger Anregung, ge-



3. Kirche in Unterregenbach

Aufnahme Volk

drängt durch die allmählich chaotisch werdenden Verhältnisse, dazu gezwungen, eine große Überprüfung durchzuführen und die Fehler zu suchen, die in diesem Jahrhundert, teilweise aber auch schon früher, gemacht wurden, die gefährlichen Versäumnisse und Fehlentwicklungen deutlich werden zu lassen, die (fast zu) viele Gebiete der Planung aufweisen. Sei es Landes-, Regional-, Stadt-, Siedlungs-, Verkehrsplanung oder seien es Maßnahmen der Landwirtschaft. Überall werden schwerwiegende Mängel, zuviel rein rezeptiv-formales Planen, zu sehr interessenbestimmte Einseitigkeit, angeblich unerwartete negative Nebenwirkungen und hieraus sich ergebende schlimme Sekundärfolgen erkannt, wie etwa die sich katastrophal auswirkende Gedankenlosigkeit, mit der Wasser, Erde, Luft verpestet werden, in schierem Gift, Gestank, Lärm und Knall an sich selbst zugrunde gehend; oder die Schwierigkeit der Bewohner in manchen der eine Zeitlang so hochgepriesenen neuen

Stadtteile und Siedlungen, Kontakt mit der Umwelt zu bekommen, nicht in Einsamkeit zu verzweifeln, asozial zu werden; oder das Erlebnis der unsagbaren Trübseligkeit, Langeweile und Austauschbarkeit vieler neuer Straßen und Orte, die, auch Folge falscher Planung, hauptsächlich aus parkenden Autos bestehen. Kurz: das Ergebnis der Bestandsaufnahme ist ziemlich trostlos. Die reale Möglichkeit ist erkannt, an der in völlige Unordnung geratenen Umwelt krank zu werden, möglicherweise zugrunde zu gehen. Der Ursachen sind viele¹. Jammern nützt nichts, wichtig ist, daß neue, bessere Möglichkeiten gesucht werden. Das hat in diesen Jahren begonnen. Es bedarf der Zusammenarbeit vieler, deren Erkenntnisse, Forschen und Wissen zu koordinieren sind, um den ganzen Menschen und seine Umwelt in eine für heute stimmende gesunde Ordnung zu bringen; nicht nur so, daß es gerade noch für eine Weile durch den Verbrauch der letzten Reserven „irgendwie“ weitergeht,



4. Martinskirche Buch bei Brettheim

Aufnahme Haag

sondern daß das Leben, das heute ohne umfassende Planung nicht mehr denkbar ist, menschenwürdig wird, gesund, gesichert und geordnet, gerecht und auch (sagen wir es ruhig) schön, für alle.

Utopie, Traum von einer „besten aller Welten“? nein, nur wieder neu gestellte, alte Aufgabe. Lösbar? wie schon immer: je zum Teil, einmal mehr, einmal weniger gut, nicht selten miserabel verfehlt; aber stets neu zu versuchen, heute offenbar besonders dringlich!

Menschliches Verhalten und Gestalten in der Vergangenheit wird in seiner Bedeutung für das Heute immer klarer erkannt. „Geschichte“ wird so in unserer Zeit zum notwendig gebrauchten Mitglied im Orchester der Disziplinen, die sich um eine brauchbare heutige Lösung der akuten Menschenaufgaben bemühen. Das „Alte“ ist zwar weniger und nicht so ausschließlich wichtig, wie mancher „Romantiker“ gerne möchte, steigt aber ebenso sicher mehr in seiner Bedeutung als die „Neuen“ sich vorzustellen vermögen: Geschichte als der „Riesenspeicher der Art Mensch“, ein noch längst nicht voll ausgenütztes

„Prüffeld“ menschlichen Tuns und Wirkens, menschlicher Weisheit und Dummheit, menschlichen Bewährens und Versagens. Planen für die Menschen heute kann auf diese richtig gebrauchte Hilfswissenschaft „Geschichte“ nicht mehr verzichten. Darin besteht ihr großer Wert und Rang, und aus dieser Tatsache resultiert eine der möglichen positiven Antworten auf die eingangs gestellte Frage „vom Wert des Alten“.

Diese für unsere Zeit zu postulierende erhöhte Bedeutung des Geschichtlichen (und das bedeutet alles nur nicht des „Historisierenden“) legitimiert dazu, sich zu stemmen gegen die unüberlegte Verstümmelung und Liquidierung unserer wertvollen alten Bauten, die „sichtbarer Teil“ der Geschichte sind; hilft dazu, sich sicher zu fühlen in den Argumenten für die grundsätzliche Daseinsberechtigung der alten Bauten, und sie wird so auch zur wohlfundierten Grundlage für die angemessene Arbeit an unseren alten Kirchen.

Diese Kirchen, obwohl oft nicht sehr groß und manchmal, wie man abwertend zu sagen pflegt, „ländlich“, sind doch die gebrochenen Spiegelungen all der denk-



5. Martinskirche Buch bei Brettheim, Altar

Aufnahme Staatl. Amt für Denkmalpflege Stuttgart

baren Versuche, die jedes Jahrhundert immer wieder neu (aber auch immer wieder gleichbleibend), machte, um religiöse, geistige Aufgabe und gebaute Form zur Deckung zu bringen; ein offenes Buch der langen, verschlungenen Geschichte unseres Werdens, dies abendländisch und kleinräumig gemeint, unserer Leitbilder, der vielen Versuche, Ordnung zu setzen, christliche Lehre zu verkünden, wie sie eh und je verstanden wurde, mit Weisheit und Liebe, aber auch mit aller Härte und Grausamkeit, der Menschen fähig sind. Ein Buch, in dem zu lesen zur heilsamen Revision des Bildes von einer angeblich nur großen, edlen, gerechten Vergangenheit und zur Bescheidenheit leiten kann, wenn man mit herausliest die Geschichte von einem, zwei oder drei Dutzend Generationen unserer Vorfahren, die Menschen waren wie wir Heutigen und die von morgen, mit immer ähnlichen

Nöten, Hoffnungen, Wünschen und Träumen, den gleichen Schwächen, Fehlern und Irrungen, mit dem gleichen Leid und der gleichen Freude und den auch wohl immer gleichen Versuchen, mit Einsamkeit, Leid und Tod fertigzuwerden, fürs Leben einen göltigen Trost zu finden, ihm ein wenig Glanz zu verleihen, es schöner zu machen und dadurch zu erhöhen. Daneben sind diese Kirchen exemplarische Beispiele dafür, wie dem „rechnenden Praktiker“ die Daseinsberechtigung alter Bauten vom Gebrauch her bewiesen werden kann (was, nebenbei, für viel mehr alte Bauten möglich ist, als normalerweise angenommen wird). Die Kirchen sind in der Tat einfach in den meisten Fällen noch großartig brauchbar für die Gemeinde. Oft ist nur ein wenig zu ordnen, an den richtigen Platz zu rücken, um aus ihnen Gottesdiensträume zu machen, die ihre praktische Funktion gut und richtig



6. Martinskirche Buch bei Brettheim, Reste der spätgotischen Altarflügel: Jordantaufe (links) und Martyrium der hl. Margarethe (rechts). Aufnahme Staatl. Amt für Denkmalpflege Stuttgart

und dazu stets unverwechselbar „einmalig“ erfüllen, so wie wir das heute fordern können und dürfen. Aber zur „Geschichte“ und zum „Gebrauch“ kommt noch ein weiteres, was den höchsten Reichtum dieser Kirchen ausmacht: sie sind Räume, die stets von den Besten der Zeit gestaltet wurden, und sie sind so ein Teil der vielen möglichen Variationen zu den alten, immer wieder neuen Grundthemen des Bauens: Raumform, Raumgliederung, Raumfolge; Wand und Öffnung; Licht und Schatten; Weite und Enge; Maßstab und Verhältnis; Ruhe und Bewegung; schwere

Strenge, Würde, gegen Leichtigkeit und Eleganz; Fügen und Spiel mit Material, Form und Farbe; Figur, Bild und Schmuck im Raum: Variationen in immer neuen, für ihre Zeit je „modernen“ Rhythmen, Tonarten, Instrumentalisierungen. Sie sind dies für heute oder morgen, nicht und nie (es bedarf kaum der Erwähnung) als ein dicker Katalog von zu kopierenden Mustern, aber sie sind es als tausendfach spiegelnde Bilder konstanter Grundgesetzlichkeiten der Form und der Ordnung, die, hinter allem schönen Schein zu erkennen dem, der selbst zu bauen hat, so viel

Freude, Genuß und Gewinn, so viel disziplinierender Impuls auch für die eigene Arbeit sein können. Alle denk- und brauchbaren grundsätzlichen Räumlichkeiten sind schon lange erfunden und uns vorgegeben (auch die „neue Höhle“ von Ronchamp, die „neue Halle“ in La Tourette, ebenso wie das „neue Zelt“ von Montreal). Die Geschichte des Bauens ist die nie abgeschlossene Geschichte der aufeinander bezogenen Abwandlungen und Versuche, Ur-Räume, die zugleich Bilder für Ur-Wünsche und Ur-Träume der Menschheit sind, immer wieder neu zu probieren. Daß Kirchenräume durch alle Jahrhunderte dieses Bemühen besonders deutlich widerspiegeln, das macht einen Teil – und nicht den geringsten – ihres Wertes für uns und für die Späteren aus.

Nur ein Mangel haftet „unseren“ Kirchen an: sie liegen offenbar zu sehr „vor der Türe“, sind uns deshalb so bekannt und gewohnt, daß man in ihnen nichts mehr „sieht“. Oder sie haben jene seltsame Unbekanntheit an sich wie berühmte Museen, von deren Glanzstücken man weiß, die man aber nie betritt, weil man täglich an ihnen vorbeigeht. Wir entdecken heute zwar, reisend, „Urformen der Baukunst“ in den mediterranen, ostasiatischen, mexikanischen Variationen, sind (mit Recht) von diesen vergessenen Werken anonymer Baukunst beeindruckt; aber die Entdeckung unserer Kirchen läßt noch auf sich warten. Es muß offenbar, um „unsere“ Variationen der Urthemen und ihre Schönheiten für uns wieder zu entdecken, sie auch „interessant“ zu machen, „von fern her einer kommen“, vielleicht ein Student, der seinen Lehrer, oder ein Lehrer, der seine Studenten begeistert, zu Fragen, Suchen und Vergleichen anregt, zu einer Beschäftigung, die mit Voraussetzung dafür sein könnte, daß diese Räume wieder zu reden beginnen – und zu wirken; nicht – der Himmel bewahre uns davor – um wieder eine „Heimatkunst“ entstehen zu lassen! Vielleicht aber so, daß durch alles legitime und notwendige neue Versuchen doch ein Grundton durchdringt, der aufhorchen läßt, der dann auch einem modernen Raum wieder die unverwechselbare Individualität und höhere Gebundenheit geben könnte, ihn so aus der formlosen Massenware heraushebt und ihm Rang verleiht. Dieser Traum einer reicheren, weniger uniformen, dafür menschlicheren, „richtigeren“ Architektur, die sich an sublimste aber spürbar fixierte Linien, Maßstäbe und Proportionen einer Kulturlandschaft wieder erinnert, wäre neue, recht eigentlich lebensnotwendige Vielfalt und – „Antilangeweile“; wäre sicher aber etwas anderes als das, was eine verlumpfte, abgenutzte Phrase „landschaftsgebundenes Bauen“ heißt.

Die Arbeit an den alten Bauten, das Erhalten, Erneuern, Ergänzen, Umbauen, kann für diese Zusammenhänge wie keine andere Bautätigkeit wieder die Augen öffnen. Sie wird so, das klingt nach dem Gesagten vielleicht nicht mehr paradox und überheblich, mit zur befruchtenden Tätigkeit für den, der Neues schaffen soll.

Der Versuch, in unserer Zeit und für diese Zeit „gut“ und „richtig“ zu bauen, ist viel. Dies zu tun, zu wagen in, an, neben den alten Bauten verlangt ein „mehr“: das unabdingbare Verpflichtetsein an die Form- und (oft hohen) Qualitätsmaßstäbe, die vorgegeben sind. Manches läßt hoffen, daß dies immer mehr wieder erkannt und so fruchtbar für alles Bauen wird.

Bedarf es noch eines weiteren Beweises für den Wert unserer alten Bauten und für die Wichtigkeit der Arbeit an ihnen, für ihre Unterhaltung, Umgestaltung und für immer wieder neue mögliche Nutzarmachung?

Die diesem Aufsatz beigegebenen Bilder aus erneuerten Kirchen sollen eine kleine Vorstellung vermitteln von der Vielfalt und dem Reichtum der Hohenloher Kirchen, die die vorangehenden Betrachtungen ange-regt haben.

Die nachfolgenden kurzen Beschreibungen der Räume sollen nach keiner Seite hin erschöpfende Angaben enthalten. Es wurde nur jeweils versucht, über jeden Raum etwas Charakteristisches zu sagen, etwas von dem anzudeuten, was seine unverwechselbare Einmaligkeit ausmacht. Dem Historiker, dem Kunstgeschichtler bleibt bei fast allen Kirchen, soweit dies nicht schon von berufener Seite geschehen ist, vieles festzustellen, wobei es notwendig wäre, daß sich ihnen auch bald Soziologen und „Seelenkener“ anschließen würden. Dem Architekten sei die Freiheit erlaubt, aus der Geschichte und der Kunstgeschichte das herauszuholen, was ihm heute (und morgen vielleicht wieder anders) als Hilfe dienen kann, immer tiefer in das Wesen dieser Räume einzudringen, um das ihm an ihnen je exemplarisch Scheinende immer noch besser erläutern zu können, soweit das mit Worten überhaupt möglich ist. Vieles bleibt nicht erklärbar und ist nur zu erleben.

Die Gründung der ehemaligen Zisterzienserinnenklöster *Gnadental* (Abb. 1) und *Frauental* (Abb. 2) liegt vor 1250, noch in der Stauferzeit. Die in wichtigen Punkten auch für die Frauenklöster des Ordens festgelegten Bauregeln, der Typus des langräumigen Frauenklosters, der im Würzburger Bistum mehrfach zu finden ist, legen das Wesentliche der Bauten fest. Die Stifter, Konrad von Krauthheim und die Hohen-



7. Martinskirche Buch bei Brettheim, Spätgotisches Gestühl

Aufnahme Haag

loher Brüder Gottfried und Konrad zählen zu den bedeutenden Herren der Zeit, denen andere Bauten sicher nicht fremd sind². Nach der Reformation waren beide Kirchen für die kleinen Gemeinden viel zu groß und so blieb als noch gebrauchter und erhaltener Gottesdienstraum in Gnadental der Chorbereich und der Ostteil der riesigen Nonnenempore, in Frauental die Unterkirche, der Raum unter der Nonnenempore erhalten.

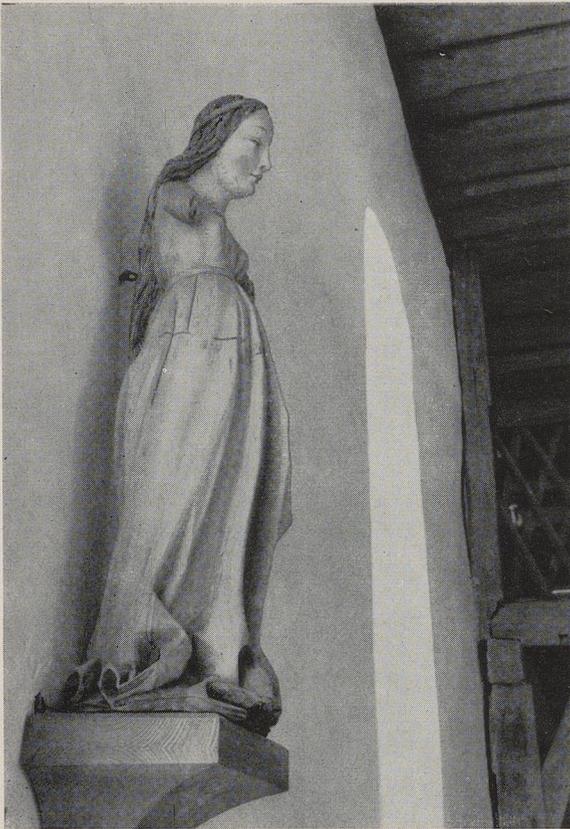
Über die Verstellungen und Einbauten des 17. und 18. Jahrhunderts weg blieben uns beide (Teil-) Räume selten rein erhalten.

Der helle, hohe Gnadentaler Raum mit seinen spätromanischen, schon das Neue ahnenden, fast barock verzierten Gewölben, den stark plastischen Diensten und dem prachtvoll gefügten Sandsteinmauerwerk (das aber wahrscheinlich schon im 14. Jahrhundert eine dünne Kalkschlämme mit aufgemalter roter Fugenteilung trug, etwas was wir heute nicht mehr „können“, also weglassen), die schöne Chorfensterrose, der herrliche Bogen hinauf zur (Nonnen-) Empore, auf der heute, kontrapunktisch, die zierliche

Barockorgel steht, der wieder zusammengefügte, wahrscheinlich erste Altar: das läßt heute noch etwas spüren von staufischem, selbstsicherem Macht- und Größenbewußtsein, aber auch einen Schatten gewalttätiger Kreuzzugstimmung ahnen.

In der niederen, eher dämmrigen Frauentaler Unterkirche herrscht mehr Krypten-Stimmung. Der Einbau der Gewölbe erfolgte im 14. Jahrhundert, gerade zu der Zeit, die den spätesten Glanz des Rittertums und das erwachende Bewußtwerden der Bürgerzeit verbindet. Eine reduzierende, fast asketische, aber ordnende schützende Strenge, nicht mehr imperiale Größe formt den Raum. Ein paar Stücke aus späterer Zeit geben dem Raum menschliche Wärme: die schöne Muttergottes, der alte Bischof (dessen jüngerer „Bruder“ im Stuttgarter Landesmuseum steht), die Kreuzigung eines Stifterbildes über dem Altar und der plastische Taufstein mit dem hochziehbaren Deckel; als Rückwand für den Altar und für eine Sakristei wurde eine leichte Holzwand eingefügt, die den Ernst des Raumes mit mildern helfen möchte.

Zwischen Gnadental und Frauental liegt (geogra-



8. Martinskirche Buch bei Brettheim, „Maria im Ährenkleid“
Aufnahme Haag

phisch vielleicht etwas weit gegriffen) das Hohenloher Land. Die beiden beschriebenen Räume, obwohl (oder weil?) beide nur noch Fragmente der großen, differenzierten Raumschöpfungen sind, sind wie Pole, zwei Raumtypen, die später immer wieder stärker oder schwächer bei anderen Räumen anklingen und spürbar bleiben: der Geist des Gnadentaler „Herrenraums“ ist, sublimiert, noch spürbar in Schöntal; der schutzgebende Frauentaler Andachtsraum wirkt weiter in vielen kleinen Dorfkirchen.

Kurz sei hier noch vermerkt: auch in Frauental gibt es einen „Herrenraum“, eine großartige Halle, die riesige ehemalige, noch profanierte Nonnenempore. Ein unendlich wohlthuend proportionierter einfacher und doch edler Raum, der deutlich spüren läßt, daß burgundische Räume damals bekannt waren. (Daß ihr Geist dort bis heute lebendig blieb, zeigt die schon erwähnte „Halle“ le Corbusiers im Dominikanerkloster La Tourette.)

Fast 1000 Jahre Geschichte liegen in der Kirche *Sankt Veit* in *Unterreggenbach* neben- und übereinander³. Sie wurde in den letzten Jahren erneuert (Abb. 3).

Und bei dieser Gelegenheit konnten umfangreiche Grabungen durchgeführt werden, die sich über die ganze Kirchenfläche erstreckten. Die gefundenen Teile früherer Kirchen liegen (zugänglich) unter dem neuen Kirchenboden.

Der heutige Raum, in den man, vom Westeingang her kommend, einige Stufen hinuntersteigt, teils noch aus romanischer, teils aus gotischer Zeit, mit seiner sehr niederen, von zwei schweren Eichenbalken getragenen Holzdecke aus dem 18. Jahrhundert, ist vielfältig gegliedert und geprägt: neben dem Hauptchor zwei übereinanderliegende eigenartige tonnengewölbte Altarplätze; der Chor selbst im 18. Jahrhundert, um eine Orgel unterbringen zu können, seines Gewölbes beraubt; eine (auf der Nordseite verkürzte) Ballusterempore, die auf das 18. Jahrhundert zurückgeht; einer der wenigen noch vorhandenen charakteristischen vierfüßigen Hohenloher Altartische; Reste von Wandmalereien – das ergibt einen Raum, in dem, wie selten, ernste und heitere Töne zusammenklingen, wobei eine kaum erklärbare „Unterreggenbacher Schwere“ unverwechselbar durch alle Jahrhunderte Grundton und Maßstab bleibt für alles, was dazugefügt, geändert und ergänzt wurde. Hier ist Einheit und örtlich gebundene Einmaligkeit in aller Vielfalt, in der künstlerische und geschichtliche Wachstumskräfte, die durch Jahrhunderte fortwirken, in immer neuen Wandlungen bis heute lebendig und maßstabsetzend spürbar sind.

Kurz vor der bayrischen Grenze, wenige Schritte neben der alten Straße, die nach zwei Gehstunden Rothenburg erreicht, liegt unter ein paar hohen Bäumen die kleine, kaum bekannte, wohl schon vor 1400 entstandene *Martinskirche* von *Buch*⁴, eine der letzten Stationen vor dem Ziel, dem man von weither zustrebte, der Heiligblut-Reliquie in der Jakobskirche der großen Stadt. Typus und Zweck des Kirchleins entsprechen dem der Kobolzeller Kirche, nur ist alles einfacher, ländlicher, aber auch die Bucher Kirche ist eine richtige „Straßenkirche“ für den Reisenden, zur kurzen Andacht bestimmt (wie heute eine Autobahnkirche), mit je einem Eingang von beiden Straßenrichtungen her; der eine davon ist heute vermauert. Hinter einem Gitter oder auf der Empore stehend wurde das Gebet gesprochen, mit dem Blick auf einen einst prächtigen spätgotischen Hochaltar, der im früheren, wohl schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts nicht mehr vorhandenen Chor stand. Nur Reste des Altars (Abb. 4 und 5), der wahrscheinlich mit dem Chor zerstört wurde, sind noch vorhanden; aber noch, wie um 1500, steht das derbe Gestühl (Abb. 7) mit den eleganten Dockenspitzen, sicher eines der



9. Kirche in Hollenbach, Chor

Aufnahme Volk

ältesten, das wir im Lande haben. Die Zapfenlöcher des Gitters, durch das man „die Nase steckte“, wie später bei den Barockkirchen, um einen Blick in die Welt des Himmlischen zu tun, sind noch zu sehen; das Gitter mag ausgesehen haben wie die noch aus der spätgotischen Zeit stammende Scherengitterbrüstung der Westempore (die Nordempore wurde später ergänzt). Sitzt man heute in diesem kleinen Raum (in dem zum Glück kein elektrisches Licht und

keine Heizung installiert werden mußten, der seltene Gebrauch ließen dies zu) wird man wieder zum Reisenden auf den langen Straßen, empfindet den Ort als Rast- und Stärkungsplatz und spürt die Freude auf das nahe Ziel, die Stadt, die Schutz bietet und die die heilige Reliquie birgt.

Etwas vom Glanz des späten Mittelalters liegt noch auf den wenigen erhaltenen Resten des Altars: ein Schmerzensmann und zwei Engel mit (ergänzten)



10. Kirche in Schrozberg

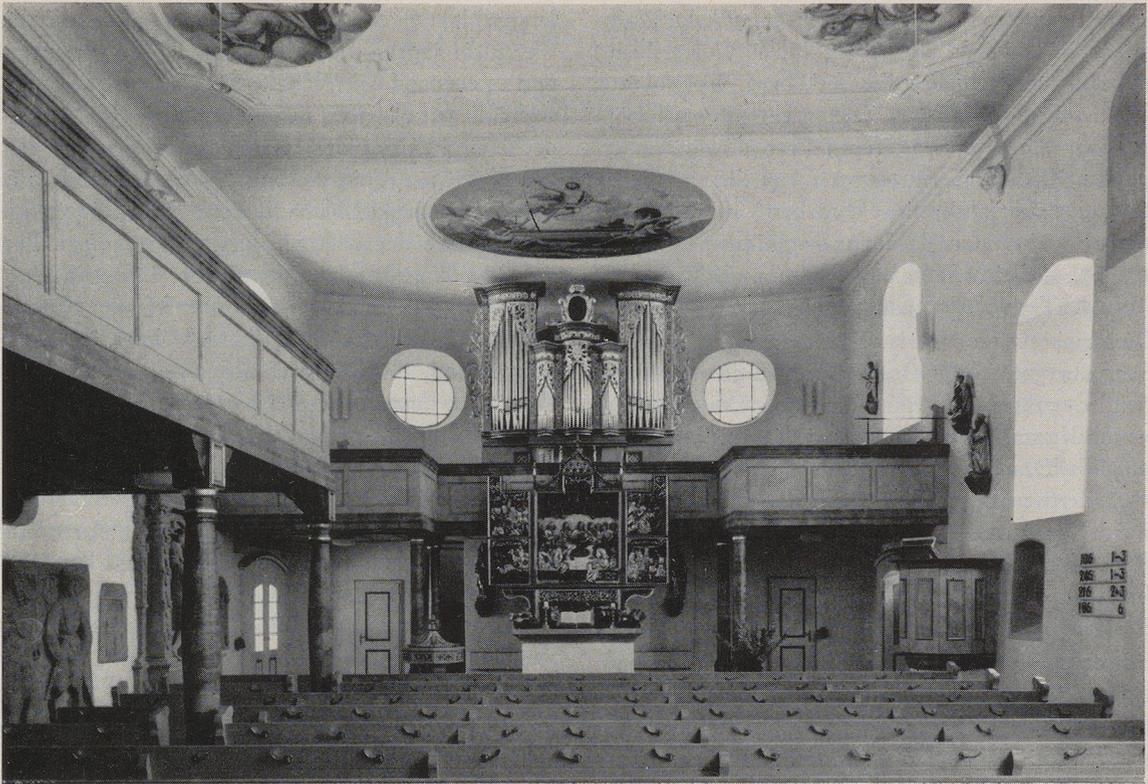
Aufnahme Volk

Marterwerkzeugen; die drei Figuren sind moriskenhaft verdreht und lassen an den Krieger des Creglinger Hauptaltars denken; ein derb-bäuerlicher Martinsreiter, dem der Rothenburger Wolfgangskirche ähnlich, eine auffallend derbe Muttergottes, zwei schöne Plastiken einer Katharina und einer Klara und eine der seltenen, zerbrechlich-zierlichen Figuren einer „Maria im Ahrenkleid“ (Abb. 8), die einzige Holzfigur dieser Art, die wir, soweit ich sehe, in unserem Lande besitzen; und – als wahrscheinlich wertvollsten Besitz – Fragmente von zwei spätgotischen Altarflügelreliefs (Abb. 6), die zweifellos dem Meister des Wettringer Altars zugeschrieben werden können, also aus Riemenschneiders nächster Umgebung stammen: eine Jordantaufer, Schongauers Kupferstich nachgebildet (Gottvater fehlt) und (auch seltene Darstellung) das Martyrium der heiligen Margarethe, die, an ein Kreuz gebunden, mit Ruten geschlagen und mit Fackeln gesengt wird. Hier lassen sich Dürersche Figuren als Vorbild ahnen. Die Peiniger, derbe, sich geckenhaft-elegant gebende Söldner, weinen

selbst ob dem Schmerz, den sie der Heiligen zufügen müssen. Die Kleidung der Landsknechte ist die Kleidung derer, die einst vor dem Gitter standen oder knieten.

In diesem Raum sind Lebensgefühl, Denken, Religiosität der Zeit um und nach 1500 erhalten wie in einer mit ein paar Strichen hingeschriebenen Skizze, aber unverfälscht und in seltener Frische. Das Bild der ganzen Zeit wird in Umrissen sichtbar: das Leben auf den großen Straßen, Armut, Reichtum, Angst, Not, die Vorstellung von Katastrophen, die dieser Spätzeit auch nicht fremd waren. Und dies festgehalten in den zerbrechlichen, vergeistigten Formen der späten Gotik – schon ahnt man auch die neue Zeit. In einer kleinen Dorfkirche mit ein paar Resten großer Kunst lebt eine ganze Epoche mit ihrer inbrünstigen, differenzierten und auch so verängstigten Frömmigkeit weiter.

Die prachtvolle alte Linde, darüber der schöne Fachwerkgiebel des Choraufbaues führen zur Kirche von Hollenbach hin. Das Innere, wie wir es heute erleben,



11. Jakobskirche Niederstetten

Aufnahme Volk

wuchs in mehreren Jahrhunderten zusammen⁵. Der ehemalige Turmchor ist heute eine kleine, um 1400 reich ausgemalte Seitenkapelle; der heutige Chor (Abb. 9) ist ein tiefer, weiter, schön gewölbter Raum, wahrscheinlich geprägt von seinen Bauherrn, den Mergentheimer Ordensrittern. Das Schiff wird, ähnlich wie in Unterreggenbach, beherrscht von zwei riesigen kannelierten Holzsäulen, die die Decke tragen. Der helle, hohe Schiffraum entstand im 18. Jahrhundert, sein Schmuck sind die Bilder der Empore und eine schöne Barockorgel. Der evangelische Hochaltar I. A. Sommers von 1748 wurde in den Ostteil des Chores zurückverlegt, wo er nun mit seiner zierlichen Durchbrochenheit im feinen Lichte flimmert. Ein neuer schlichter Steinaltar steht unter dem Chorbogen. Noble Einfachheit im Schiff, Würde im Chor, geziert durch Wandmalereien des 15. Jahrhunderts und durch die Rokokokunst des Altaraufbaues, alles geht ineinander über. Das Geheimnis des Wohlbefindens in diesem Raum ist mit Worten schwer zu erklären. Es ist da. Ein durch alle Jahrhunderte gehendes „Gesetz des richtigen Weitermachens“ ließ alle, die an der Formung des Raumes gearbeitet haben,

jeden in seiner Handschrift und unverwechselbar, das sagen, was sich zur Einheit fügen konnte. So entstand, hier darf man das Wort gebrauchen, die schöne Dorfkirche, voll Zauber, Licht und stiller Freude, eine Wirkung, hier sei es einmal gesagt, die mit darauf beruhen mag, daß bei der letzten Erneuerung alle Dinge ihren richtigen Platz fanden, daß der Raum richtig „geordnet“ wurde.

Wenige Jahre vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges erbaute Graf Georg Friedrich von Hohenlohe-Weikersheim (1596–1645) nach seiner Heirat mit der böhmischen Gräfin von Waldstein die Kirche zu Schrozberg⁶. Der evangelische, durch seine Heirat böhmische Standesherr tritt in die Dienste des unglücklichen Winterkönigs und muß mit diesem nach der Schlacht am Weißen Berge aus Prag fliehen. Schon früher war er in kaiserlichen Diensten gestanden, versöhnte sich nach der Niederlage wieder mit dem Kaiser, ward aber von diesem endgültig geächtet, als er sich später auf die Seite Gustav Adolfs schlägt.

Die Schrozberger Kirche gehört zu der Gruppe der Kirchen, in denen während der Jahrzehnte vor dem schrecklichen Krieg versucht wurde, den Typus einer

protestantischen Emporenkirche zu entwickeln. Wahrscheinlich läßt sich Schrozberg (über Weikersheim) ableiten von Vorbildern wie Bückeberg, Wolfenbüttel oder von holländischen oder vielleicht auch böhmischen Kirchen. Was für unsere altwürttembergischen Kirchen an Anregungen von diesen Kirchen (also vielleicht auch über Schrozberg) kam, läßt sich nur noch vermuten, da das meiste nicht mehr erhalten ist. Vielleicht läßt am ehesten noch Weilheim/Teck die Verbindung ahnen.

Vier Emporen in den vier Raumecken gliederten das Schrozberger Schiff. Der Hochaltar, dem Weikersheimer nachgebildet, stand im Chor. Den Platz der ersten Kanzel zu rekonstruieren, war bis jetzt nicht möglich. Das 18. und 19. Jahrhundert ergänzte und veränderte manches. Aber bis heute, vor allem auch durch die starke Wirkung der wieder freigelegten Rollwerkmalerei, blieb etwas spürbar vom frühbarocken Pathos, der bis in die kleine Hohenloher Residenz den Weg fand (Abb. 10).

Schrozberg ist eine „aufregende“ Kirche. Ist sie noch eine „Kirche?“ oder mehr nur steif-zeremonieller herrschaftlicher Repräsentationssaal, Rahmen für mehr weltliches Gepränge? Mit dem Hilfsmittel der Würzburger Echter-Pseudogotik, dieser restaurativen Kunstform, die eigentlich der Gegenreformation dienen soll und mit den lauten, manieristischen Dekorationsformen versucht die Zeit offenbar krampfhaft, noch einmal so zu tun, als ob alles in Ordnung wäre, und doch wirkt das alles gebrochen, ausgetrocknet, man spürt die inneren Zweifel trotz aller vorgespielten Sicherheit – kann es ein schärferes Bild der Spannungen der damaligen Jahre geben?, der Zeit der großen Blöcke, zwischen denen man hin und her pendelte: hier katholische Ligisten, dort die Schmal-kalder Protestanten. Stimmung vor der Katastrophe, Länder – Macht – Glaubensschacher. Dahinter kaiserliche Katholizität, Protestantismus der Fürsten, das große Schachspiel europäischer Diplomatie, dies alles spiegelt herein in diesen eigenartigen, in seiner Art einmaligen Raum.

Ein Raum, der zeigt, was Räume aussagen können, deutlich bis zum Erschrecken. Die Zeit, in der der Schrozberger Raum entstand, war nichts weniger als helle oder heile christliche Zeit. Dieser faszinierende, so sehr „gemachte“, schimmernde Raum kann, selten deutlich, auch eine wichtige Antwort geben auf das „Was wir waren“.

Im 13. Jahrhundert wurde die einschiffige Stadtkirche *Sankt Jakob* in *Niederstetten* gebaut⁷. 500 Jahre später (1788) wurde, wie Grabungen in den

letzten Jahren ergeben haben, der spätromanische Chorturm abgebrochen, die Kirche wurde verlängert und es entstand ein eleganter Emporensaal, reich geschmückt mit den jetzt neu an der Nordwand geordneten Grabsteinen der Herren von Rosenberg, mit einem schönen Altar, dessen Gehäuse der uns immer wieder begegnende Bildhauer Herterich von Ansbach in der Mitte des letzten Jahrhunderts fertigte. Die stattliche Barockorgel auf der Empore über dem Altar ist noch einmal die für viele hohenlohische Kirchen typische „Ansbachische Ordnung“, bei der Altar, Kanzel und Orgel übereinander angeordnet sind. (Vgl. z. B. Ettenhausen bei Bartenstein.) In Niederstetten ist aber die Kanzel seitlich angebracht. Die flache Stuckdecke mit ihren farbigen Bildfeldern rhythmisiert den Raum und hält ihn, bei aller Weite, zusammen. Bei der Erneuerung wurde die obere Empore abgebrochen und die Orgelempore von der Schiffempore getrennt (Abb. 11).

Alles fügt sich, wieder über Jahrhunderte hinweg, zur hier besonders festlichen Einheit, ein Glanz des vergehenden Rokoko liegt über dem Raum, auch die spätromanische Zeit nistet noch in den kleinen erhaltenen Fenstern des 13. Jahrhunderts – im ganz einfachen Raumgebilde schoß ein Vielerlei an Zeit und Form zur musikalisch gestimmten lebendigen, ausgewogenen Einheit zusammen, unverwechselbar hohenlohisch geprägt.

¹ Gody Suter: Die großen Städte, was sie zerstört und was sie retten kann. Bergisch Gladbach 1966 (mit einem bemerkenswerten Traktat von Leibniz: „Ursachen, worum Cannstatt füglich zur Hauptstadt des Herzogthums Württemberg zu machen“). – Peter Haag: „Heimat – deine Häuser“. Schwäbische Heimat 1964/1, und: Landschaftsschutz: „Weltfremd und töricht?“ Schwäbische Heimat 1964/4. – ² Dankwart Leistikow: Burg Krautheim und die Architektur des 13. Jahrhunderts in Mainfranken. Dissertation 1956, TH Karlsruhe; im Auszug in: Württembergisch Franken, Band 43, Schwäbisch Hall 1951. – ³ Zu den Grabungen in Unterregenbach und Niederstetten: vgl. die Beiträge von G. P. Fehring und G. Stachel in Württembergisch Franken, Jahrbuch Band 50, Schwäbisch Hall 1966. – ⁴ Der Verfasser plant eine ausführliche Beschreibung der Kirche. Zum Gestühl: Hans K. Ramisch: Spätgotische Kirchenbänke in Mittelfranken, 24. Bericht des Bayr. Landesamts für Denkmalpflege, München 1966. Zum Altar (frdl. Hinweis von Dr. Graf Adelmann): Justus Bier: Der Meister des Wettringer Altars, ein Schüler Riemenschneiders. Das Münster, 8. Jahr, Heft 5/6, 1955. Albert Walzer: Noch einmal zur Darstellung der „Maria im Ahrenkleid“ in der Festschrift für Werner Fleischhauer, Konstanz und Stuttgart, 1965. – ⁵ Die Kunstdenkmäler des ehem. Oberamts Künzelsau von Georg Himmelheber. Stuttgart 1962. – ⁶ Das exemplarische Leben des Grafen Georg-Friedrich in A. Fischer: Geschichte des Hauses Hohenlohe. Stuttgart 1866. – ⁷ Vgl. ³.

Johann Jakob Schillinger, Hofmaler in Öhringen

Von Karl Schumm

Der Öhringer Hofmaler Johann Jakob Schillinger (1750–1821) ist in seiner Heimat beinahe in Vergessenheit geraten. Von seinen Bildern haben sich nur wenige erhalten. Sie finden sich noch in den Schlössern der Fürsten Hohenlohe, auch in deren Privatbesitz, in hohenlohischen Kirchen, in Bürgerhäusern und in einigen Stammbüchern seiner Zeit. Handwerklich hat Schillinger an der Ausgestaltung bürgerlicher Innenräume gearbeitet, und seine Art zu malen ist auch auf Schränken und Truhen zu finden.

Mit Vorliebe malte er Aquarelle, und zwar in großen Formaten. Seine Landschaftsbilder zeigen seine Leidenschaft für romantische Motive und Formen. Auch dort, wo er Abbildungen der heimatlichen Städte und Schlösser anzufertigen hatte, wurden diese vor allem in den Partien des Vordergrundes reich ausgestaltet (Kirchberg und Künzelsau). Berge und Felspartien werden überhöht, das Rauschen der Bäche, der hellen Wasserfälle, die von phantastisch aufsteigenden Baumgruppen eingerahmt sind, meint man zu hören. Im Vordergrund stehen Menschen – Fischer, Wanderer und Mädchen – gruppenweise zusammengefaßt, des Künstlers Vorliebe für romantische Szenen verratend. Vorbilder solcher Gruppen gaben ihm die französischen Kupferstiche seiner Zeit. Eines seiner Hundebilder ist ein stark vergrößertes Abbild eines Hundes auf einem Riedingerschen Jagdstich.

Seine Ölbilder zeigen ein hohes technisches Können, und ein besonderes Vermögen die Farben harmonisch zu setzen, aber auch eine Abhängigkeit von älteren Meistern. Seine Porträts haben sich nicht erhalten; bekannt ist allein das Ölbild, das den preussischen General Friedrich Ludwig zu Hohenlohe-Ingelfingen, seinen hohen Gönner und Förderer darstellt; doch wirkt das Bild hölzern und unlebendig. Er liebte großformatige Bilder; ein Meisterwerk ist das Ölbild: „Alexander führt Kampaspe dem Apelles zu“ im Schloß in Weikersheim. Auch die Alumbilder sind großräumig angelegt, trotz ihres kleinen Formates. Bei gemalten Plastiken und Reliefs gelang es ihm, treffende plastische Wirkungen zu erzielen, die vor allem bei Kerzenlicht im Saale des Ingelfinger Schlosses reizvoll sind. Er greift hier in vereinfachter Form auf barocke Vorbilder zurück. In der Beherrschung dieser Technik machte er sich manchmal ein Vergnügen daraus, den Beschauer irrezuführen. Schon als Stuttgarter Kunstschüler soll er die Wand eines

Hauses, die in eine Gasse vorsprang, so bemalt haben, als setze sich diese fort. In der Morgenfrühe und in der Abenddämmerung seien die Passanten diesem trügenden Scheine gefolgt und hätten sich die Köpfe an der Hauswand angestoßen. Als er in Döttingen am Kocher die Kirche ausmalen sollte, verärgerten ihn die Kirchengemeinderäte. Diese hatten die Gewohnheit ihre modischen großen Dreispitze an Holznägel, die in die Brüstung der Emporen eingeschlagen waren, aufzuhängen. Schillinger malte nun die Nägel in so täuschender Weise an die Emporenbrüstung, daß die Herren nicht wußten, wie ihnen geschah, als ihre Dreispitze, statt hängenzubleiben, hinunter in das Kirchenschiff fielen und somit der Maler die Lacher auf seiner Seite hatte.

Wir haben keine Hinweise auf größere künstlerische Auseinandersetzungen im Leben des Malers, kennen auch keine tragischen Ereignisse, die seine Kunst im Sinne einer Vertiefung beeinflusst hätten. Zeitlebens trat er nicht über die bürgerliche Atmosphäre der Residenz Öhringen hinaus, er war ein wohlhabender, aber nicht reicher Bürger. Als solcher genoß er die Freuden des Alltags, wie dies jeder Handwerker tat; auch dem Wein der Umgegend war er hold; doch galt er immer als ein guter Lehrer der ihm anvertrauten Schüler. Im hochfürstlichen hohenlohischen Hof- und Adreßkalender auf das Jahr 1801 erscheint er sogar zweimal; einmal unter den Hofkünstlern und das anderemal unter den Lehrern am Gymnasium als „Zeichnungslehrer“. Der erste Titel hob ihn in seiner Würde, mit dem zweiten erhielt er eine sichere Bezahlung. Unter seinen Schülern waren die fürstlichen Prinzen und Prinzessinnen, die Gymnasiasten und die ein Handwerk lernenden Bürgersöhne. Seine Einnahmen aus der Lehrtätigkeit waren bescheiden, 1806 betrugen sie nur 100 Gulden. Es war zu seiner Zeit im Hohenlohischen für einen Künstler nicht möglich allein von der künstlerischen Tätigkeit zu leben; er war Mitglied einer der Familien, deren Angehörige in mehreren Generationen vom Handwerker zum Künstler aufstiegen. In der gleichen Zeit wirkten im nahen Künzelsau und in Ingelfingen Angehörige der Schreiner- und Holzbildhauerfamilie Sommer, die neben handwerklichen Schreinerarbeiten auch Plastiken und Altaraufbauten in den hohenlohischen protestantischen Kirchen fertigten.



J. J. Schillinger, Architekturmalerei im Schloß Öhringen, Landschaftszimmer

Wie oben gesagt, waren auch die Schillinger in Öhringen eine Familie, die über das Handwerk zur Kunst kam. Schon am Ende des 17. Jahrhunderts erscheint in den Kirchenbüchern der Zimmermann und Bürger Georg Peter Schillinger, der einen Sohn gleichen Namens 1698 taufen läßt. Im Handwerk seines Vaters ausgebildet, wurde er bekannt, als er 1760 in der berühmten Homannschen Officin in Nürnberg ein Werk über die Zimmer-Baukunst herausgab. Es erschien zwar nur der erste Teil; dieser aber ist ein Prachtband, 53 auf 34 cm groß mit gestochenen Abbildungen von „Dacherkern und winkelrechten Gebäuden in Teutscher, Frantzösischer und Italiänischer Facon“ den „Liebhabern der Baukunst, insonderheit denen lehrbegierigen Zimmerleuten und der lieben angehenden Jugend, welche absonderlich zu der Zimmermanns Profession geneigt, zum Nutz und Dienst ans Licht gegeben“. Dieser erste Teil besteht aus 26 Tafeln in Kupferstich gedruckt. Das letzte Blatt zeigt den Prospekt und Grundriß der Orangerie „am ende der Ansicht des Schloßgartens“ in Weikersheim. Der Bau ist „nicht allein nach guter Dauerhaftigkeit gemacht, sondern auch auf das allerzier-

lichste mit schönen Statuen und Pyramiden aufgebaut, auch alles bequem zum Einheizen der Öfen eingerichtet, so daß bei Winterzeiten mit Behändigkeit kann wohl verwahrt . . . werden . . . und also den ganzen Winter hindurch bei anhaltender Kälte die Bäume und Gewächse in beständiger Wärme zu erhalten, sodann auch, daß in Frühlingszeiten . . . das Dach behend und mit leichter Mühe wieder abzuheben ist, damit die Bäume und Gewächse ihre natürliche Luft und Sonnen Wärme, auch den Regen und Thau geniessen können“ gezeichnet von Georg Peter Schillinger, Zimmermeister in der hochgräflichen Residenzstadt Öhringen, anno 1745.

Ein Quartband 1760 herausgegeben, enthält die Erläuterungen zur Zimmer-Baukunst. Auch hier zeigt sich der Vater Schillinger als ein Mann von Bildung. Er eignete sich diese an, als er in beinahe allen großen Städten Deutschlands, aber auch in Kopenhagen kurz nach dem unglücklichen Brand 1728 sich in seinem Handwerk weiterbildete. Viele Kunstbauten in den Parkanlagen Hohenlohes stammen von ihm. Sie sind leider vielfach nur noch in Planungen erhalten. Solche kennen wir von Friedrichsruhe (1780), Ingelfingen (1780), von Privatbauten in Gnadental (1767), Öhringen 1744–1746, Ruppertshofen, Forchtenberg. Noch erhalten hat sich in Schwabbach, auch mit seinem Namen gezeichnet, das im Vorjahre mit Hilfe des Landesamtes wiederhergestellte Gasthaus zum Rößle.

Es war gebräuchlich, daß bei einem so weitausgedehnten Familienbetrieb sämtliche männlichen Familienmitglieder das Handwerk erlernten. Auch der spätere Maler Johann Jakob Schillinger war dazu erwählt. Er lernte mit seinen Brüdern beim Vater, dessen Können so bekannt war, daß auch der Hohenlohe benachbarte Adel den Meister bei größeren Bauvorhaben herbeiholte. Bei einer solchen Arbeit in Adelsheim kam es zu Streitigkeiten zwischen dem jungen Schillinger und jungen Leuten der Gemeinde (es soll sich um ein Mädchen gehandelt haben). Ob mit Absicht oder aus Zufall, der Zimmermannsgeselle schlug einem Gegner mit dem Richtbeil die Schulter entzwei und hieb ihm einen Daumen ab. Da dabei Blut floß, war es ein peinlicher Fall, der Schillinger ins Gefängnis brachte. Da aber die Zimmerleute beschworen, daß der Streich zufällig geführt worden wäre, konnte der Vater Schillinger den Sohn wieder mit nach Hause nehmen. Dieser aber wollte nun nicht mehr länger Zimmermann bleiben. Da er gerne zeichnete, entschloß sich der Vater, ihn nach Stuttgart, wo zu dieser Zeit Scotti und Guibal wirkten, zu schicken, damit er die Malkunst erlerne. Obwohl



Titelblatt zur „Zimmer-Baukunst“ von Georg Peter Schillinger, 1760

Aufnahme Balluff

hochtalentiert, fand er doch nie den Weg zu einer großen, selbständigen Kunst. Im Handwerklichen, dem traditionsgebundenen Ausgangspunkt kam er zur Vervollkommnung, und auf dieser Stufe hat er Meisterhaftes geleistet, indem er in Anlehnung an Vorbilder Motive fand und Techniken erlernte. Beeinflusst von Werken von van Dyck, Rubens, Raphael, Mengs wertete er deren Kompositionen und Techniken aus. 1789 war er schon so bekannt, daß Meusel in Erlangen in der Zeitschrift „Museum für Künstler und Kunstliebhaber“ auf ihn aufmerksam machte. Der Fürst Hohenlohe in Öhringen, Friedrich Ludwig Carl, gab ihm 1777 eine Beisteuer zu einer Reise nach Mailand, damit er dort die Originale der italienischen Schule kennenlerne. Schon im Jahre zuvor wurde er dem kunstliebenden Fürsten in Kirchberg empfohlen. Am 10. Dezember 1778 zeigte er dort bei einer Einladung die in Italien geschaffenen Aquarelle. Vier Tage später besuchte der Fürst ihn in Öhringen. Christian Friedrich Carl, der Kirchberger Landesherr, besuchte den Künstler 1799 noch einmal und ließ sich dessen Prospekte hohenhohischer Residenzstädte vorlegen. Anscheinend hatte der Fürst den Plan, sämtliche Hohenlohischen Schlösser von Schillinger malen und in einer Mappe zusammenfassen zu lassen. Von diesen Bildern haben sich bis jetzt nur zwei, Kirchberg und Künzelsau, aufgefunden. Sie scheinen mehrfach angefertigt worden zu sein. Im gleichen Jahre 1799 erhält der Maler 2 Gulden 45 Kreuzer für einen Riß, der den Öhringer Fürsten und seine Gemahlin, eine geborene Herzogin von Sachsen-Hildburghausen, darstellt. Der Vorwurf diente als Grundlage für die Marmortafel mit dem Relief des fürstlichen Paares, das in der Schule Schadows in Berlin anlässlich seiner goldenen Hochzeit im Auftrage des Fürsten Friedrich Ludwig zu Hohenlohe-Ingelfingen gefertigt wurde. Die Tafel ist heute in der Stiftskirche in Öhringen aufgehängt. 1792 malte Schillinger den Grafen Mirabeau, der als Führer der aus Frankreich vertriebenen Adeligen in Pfedelbach, einer Residenz der Linie Hohenlohe-Bartenstein, Aufnahme gefunden hatte. Das Bild wurde mit Aquarellfarben lebensgroß gefertigt. Ein Ölbild, den preußischen General Friedrich Ludwig zu Hohenlohe-Ingelfingen darstellend, hängt heute im Hohenlohe-Museum Neuenstein. Im fürstlichen Auftrag waren auch die Säle der Schlösser in Öhrin-

gen und Ingelfingen auszumalen. Die Aquarelle sind noch alle erhalten. Auch kirchliche Aufträge wurden dem Künstler zuteil; das Altarbild in Berlichingen an der Jagst zierte noch heute die dortige Kirche (Abbildung in den Kunstdenkmälern des ehemaligen Oberamtes Künzelsau 1962. In diesem Inventar ist noch mehrfach auf Schillinger hingewiesen, auch Abbildungen seiner Werke finden sich dort). Diese Aufträge machten den Maler wohlhabend. Er erwarb in der neugebauten Karlsruhvordstadt in Öhringen ein Haus, es ist das noch stehende Eckhaus an der Straße nach Pfedelbach, das heutige Gasthaus zum Löwen. 1805 starb der letzte Fürst der Linie Hohenlohe-Öhringen. Ihn beerbte sein Neffe, der preußische General und Gouverneur von Breslau, Friedrich Ludwig zu Hohenlohe-Ingelfingen, der Schillinger immer unterstützt hatte. In seinem Auftrage schuf er die Bilder in Ingelfingen und malte auch in den Schlössern des schlesischen Besitzes. Doch 1806 verlor der fürstliche Gönner die Schlacht bei Jena und damit Einfluß und Vermögen. Im gleichen Jahre wurde das Fürstentum mediatisiert. Nun fielen die landesherrlichen Aufträge für den Künstler weg. In dieser Zeit finden wir ihn als Maler der Bürger; er fertigte Porträts, Albumskizzen und verdiente sein Geld auch im Ausmalen von Gartenhäusern und Wohnräumen. Große Aufträge wurden ihm nicht mehr zuteil. Sein Sohn trat nicht in seine Fußtapfen. Im württembergischen Genie-Korps zeichnete er militärische Pläne und Karten und starb in Brackenheim als kgl. Oberumgelder.

Der Name Schillinger blieb im ehemaligen Fürstentum noch weiterhin bekannt. Die Neffen des Malers blieben Zimmerleute und wurden wegen ihres Könnens zu privaten Baumeistern der Fürsten ernannt. Johann Heinrich wurde 1818 Hofzimmermann in Kirchberg. Von ihm haben sich dort der „Lange Bau“, ein Beamtenwohnhaus, und das alte Rathaus erhalten.

Der Name der Familie Schillinger ist in Hohenlohe in der gleichen Weise bekannt wie der der Forchtenberger Kern, der Künzelsauer Sommer, der Untermünkheimer Weinbrenner, um nur an die bekanntesten Künstlerfamilien zu erinnern, die auf der Grundlage eines handwerklichen Könnens Kunstwerke schufen, die heute noch unsere Beachtung verdienen.



Aus dem musikalischen Leben im alten Öhringen

Von Ernst Seeger

Ein Bericht des 18. Jahrhunderts rühmt Öhringen als musikfreudige Stadt. Günstige Voraussetzungen hierfür waren die an alte Traditionen anknüpfende Musikpflege in den Schulen und vor allem die Förderung durch das Hohenloher Fürstenhaus.

Die Anfänge einer geregelten musikalischen Unterweisung der Jugend sind zu suchen in der mit dem Chorherrnstift verbundenen Stiftsschule, die urkundlich erstmalig 1234 erwähnt wird. Unter den zwölf Chorherren befand sich ein Scholasticus oder „rector scholarum“, der mit den Schülern bei Prozessionen zu singen und den Chor beim Gottesdienst zu „regieren“ hatte.

Nach der Einführung der Reformation in Hohenlohe entstanden in Öhringen die „teutsche“ (Volksschule) und die lateinische Schule, die nun gemeinsam den Kirchengesang zu versehen hatten.

In der Schulordnung vom Jahre 1596 finden wir sehr interessante Einzelheiten über die musikalische Ausgestaltung der Gottesdienste durch die Schüler. Mit

einem „Figuralgesang“ der lateinischen Schule wird der Gottesdienst musikalisch eingeleitet, die deutsche Schule übernimmt den Psalmengesang vor und nach der Predigt, sowie den Gesang während der Austeilung des Abendmahls. Bei der „Katechismuspredigt“ werden nach dem lateinischen Gesang der Lateinschüler von den Volksschülern die Katechismuslieder: „Dies sind die heiligen 10 Gebote“, „Wir glauben all an einen Gott“ und „Vater unser im Himmelreich“ gesungen. Eine in Öhringen gedruckte Sammlung „geistlicher Kantaten über die Sonn- und Festtagsevangelien“ beweist, daß die Gestaltung der Gottesdienste in ähnlicher Weise erfolgte wie in Leipzig zur Zeit Johann Sebastian Bachs. Diese kirchenmusikalischen Aufgaben lassen vermuten, daß in beiden Schulen viel Wert auf den Gesang gelegt wurde und eigens dafür gebildete Schülerchöre bestanden haben müssen.

In der „Instruktion für die Schullehrer der Hochfürstlichen Hohenlohe-Neuensteinschen Lande“ wird

ausdrücklich in einem Kapitel auf die Kirchenmusik eingegangen. Wir lesen da: „Wo an Sonn- und Feiertagen in den Städten Kirchenmusik eingeführt ist, wird in den Schulen Unterricht im „Singen nach Noten“ gegeben, auch das Violinspiel soll (allerdings außerhalb der Schulzeit und gegen Bezahlung) gelehrt werden.“

Und der Tagesplan der „Stipendiatenordnung von 1584, einer gemeinnützigen Einrichtung der Grafen zu Hohenlohe zur Förderung begabter unbemittelter Knaben“ sieht vor, daß die Zöglinge in ihrer Freizeit nach dem Mittagessen „spazieren gehen, singen, Zither und Laute spielen und schöne Sprüche repetieren sollen“.

In diesem Zusammenhang sei noch auf einen Brauch eingegangen, der sich im Lauf der Jahrhunderte aus diesen Gegebenheiten heraus eingebürgert hatte:

„Das Weihnachts- und Neujahrssingen der Lateinschüler“

Vier Wochen vor dem Fest, so lesen wir in einem Bericht, wurde mit den Vorbereitungen begonnen. Täglich fand von 12 bis 1 Uhr eine Singstunde statt, und für den einübenden Kantor war das eine große Belastung, da um 2 Uhr schon wieder der Nachmittagsunterricht begann. Am Heiligen Abend und an Neujahr zogen dann die Schüler des Gymnasiums in der Tracht der Stipendiaten, der sogenannten „schwarzen Öhringer Kleidung aus Tuch“ (bestehend aus Hose, Wams und Umhang) von Haus zu Haus, um die geforderten „Arien und Choräle“ vorzutragen. Im Öhringer Volksmund wurde dieses Weihnachts- und Neujahrssingen das „Paupersingen“ genannt. Pauper (= arm) bezog sich auf die bedürftigen Stipendiaten, denen ein Teil der bei diesem Singen freiwillig gespendeten Gaben zufloß.

In den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts bestand allerdings die Gefahr, daß dieser alte Brauch, an dem die Öhringer Bürger sehr hingen, aufgegeben werden sollte. Der Unterrichtsausfall bei den Vorbereitungen erschien den Lehrern nicht verantwortbar, auch wollte man nicht mehr die Mühen des anstrengenden Dienstes auf sich nehmen. Den Bemühungen des verantwortlichen fürstlichen Beamten ist es allerdings doch gelungen, durch einen Kompromißvorschlag die Sache zu retten. Der aus diesem Anlaß an den Fürsten gerichtete, vom 19. Dezember 1796 datierte Bericht ist noch vorhanden und als kulturgeschichtliches Zeitbild wert, hier wiedergegeben zu werden. Er lautet: „Das von Jahrhunderten her gewöhnliche Weihnachts- und Neujahrssingen der Lateinschüler

wird in den Anlagen fast in ein übertrieben gehässiges Licht gesetzt, obwohl nicht zu leugnen ist, daß es dem Studieren und der Gesundheit der Schüler und ihrer Lehrer nicht vorteilhaft ist. Man ist also auf den Vorschlag als den Mittelweg verfallen, daß der Lateinisch-Musikchor in der Mitte jeder Straße eine Arie oder Choral absingen soll, welcher für alle benachbarten Einwohner gelte, und darauf durch einen Schüler die freiwilligen Gaben derselben ablangen ließ. Ich zweifle nicht, die honoratores werden wie bisher ihr Gewöhnlich abgeben, und ich hoffe, daß viele vernünftige Bürger ihr gleiches tun werden. Übrigens wird gut sein, wenn die Bürgerschaft vorher durch die Viertel- und Rottmeister von der guten Absicht dieser Einrichtung benachrichtigt und zur Abreichung des Gewöhnlichen ermuntert wird. Das Geld, das der Lateinisch-Weihnachtschor durch seinen Gesang bekommen hat, beträgt ungefähr 120 Gulden. Die Austeilung derselben geschah wie folgt: Herr Rektor Eggel bekommen 15 fl, Herr Präzeptor Ernst 20 fl, Herr Präzeptor Beier 20 fl, Herr Präzeptor Neithardt, des Direktori wegen 25 fl, die Schüler miteinander 35 fl, vor die Laternen, Lichter etc. 5 fl, Summa = 120 fl.“

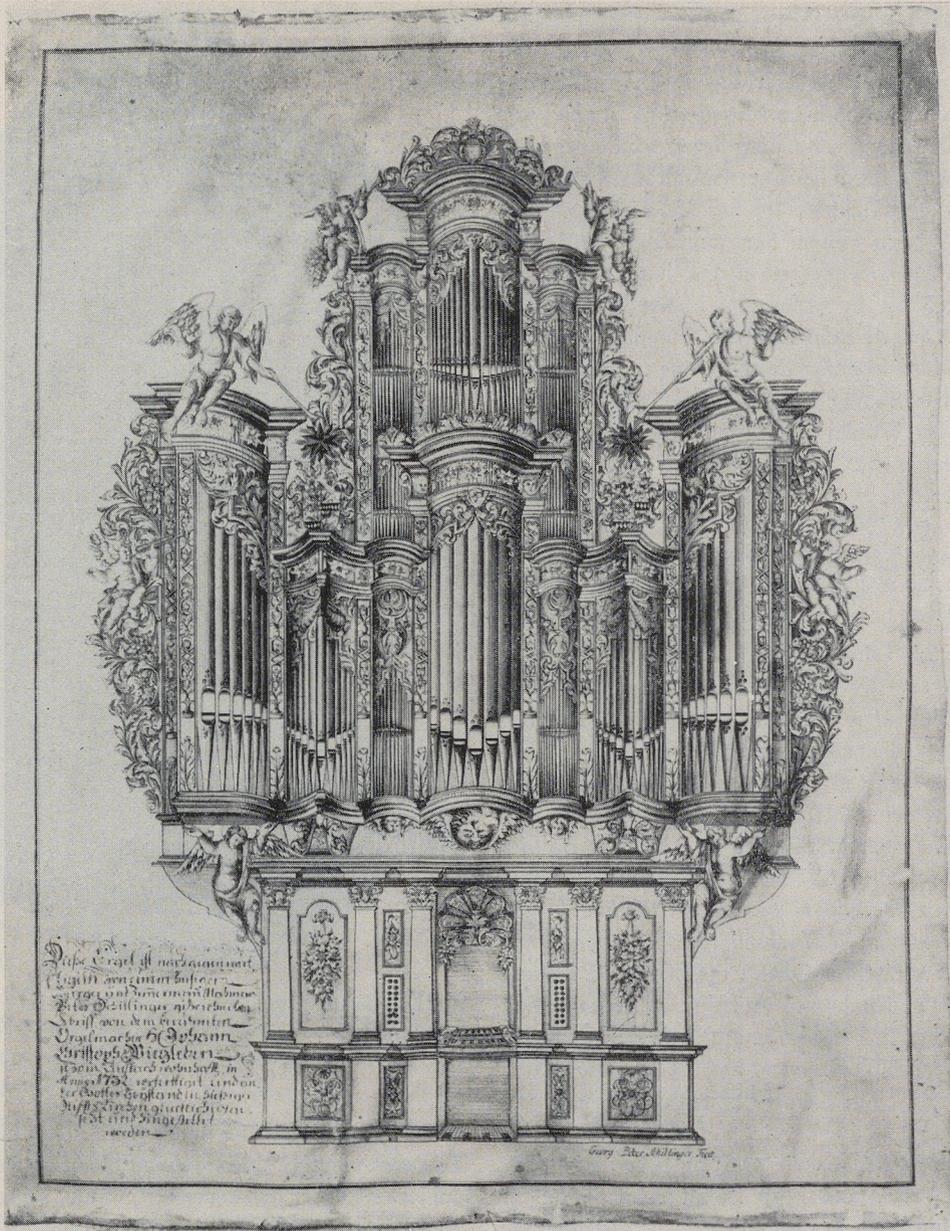
Die Orgel von 1732 und der neue Kantor und Organist Johann Heinrich Bach

Ein großes Ereignis für die Kirchengemeinde Öhringen war der 4. Mai 1732, an dem die von dem Orgelbauer Joh. Chr. Wigleben aus Willmersdorf bei Nürnberg in den Jahren 1731/32 erbaute Orgel eingeweiht wurde. Der damalige Stadtpfarrer Georg Philipp Böheim hatte aus diesem Anlaß ein „tröstliches Jubilate“ verfaßt, das vertont und im Festgottesdienst gesungen wurde. Die fünfte Strophe schließt folgendermaßen:

„Musen-Chor, nimm deine Lieder,
schlaget, geiget, werte Brüder,
pauket, blast in vollem Schall,
laßt es gehn zu Gottes Ehren!
Und wir singen allzumal:
Herr, laß hier dein Lob vermehren!“

Besonders reizvoll ist das musikalische Rätsel auf Seite 4, das in barocker Manier die Orgel beschreibt. Es lautet:

„Bin ich gleich jetzund todt/bestehet doch mein
Wesen: (a)
all mein Gebeine (b) sind ohn Adern/Fleisch und
Haut/
Und bleibt jedoch ein Leib. Mein Geist ist aus-
erlesen/



Orgelprospekt für die Stiftskirche Öhringen. Zeichnung von J. J. Schillinger

Aufnahme Balluff

Er geht durch alles (c) durch/auch alles er beschaut.
Hab weder Zung noch Mund/und sprech doch alles
nach.

a LEGRO (d) heist mein Nam.

Nun rath/was ich seyn mag?"

(a) Die gantze Höhe des Wercks bestehet in 30 Schuhen,
die Breite aber in 27 Schuhen.

(b) Sind 1700 Pfeiffen, sowohl zinnerne als Hölzterne.
Von denen Zinnernen ist die gröste 10 und einen halben

Schuh hoch; die Hölzterne 16 Schuh, deren zusammen
nur 110 sind, die übrige alle Zinnerne.

(c) Durch 26 klingende Register, und durch 6 Neben-
Züge.

↳ Rückwärts: ORGEL.

Nach seiner Disposition muß es ein klangschönes
Werk gewesen sein, das der heutigen Walckerorgel
an Größe gleichkam.

Schmerzlich ist, daß das prächtige barocke Orgel-

gehäuse bei der Kirchenrenovierung 1888 durch ein sehr nüchternes neugotisches Gehäuse ersetzt und (nach mündlicher Überlieferung) nach Amerika verkauft wurde. Die noch im Neuensteiner Archiv vorhandene Zeichnung von Georg Peter Schillinger zeigt den ganzen Reichtum barocker Gestaltungskunst.

Auf dieser Orgel spielte *Johann Heinrich Bach*, der Neffe des großen Johann Sebastian Bach. Nach dem Tode des Vaters weilte er in den Jahren 1724 bis 1728 in Leipzig. Er wohnte im Hause des Oheims, gehörte demnach zum engeren Familienkreis und war Sebastians Zögling, der ihm eine gediegene musikalische Ausbildung vermittelte. So konnte Johann Sebastian die Wohltaten, die er einstens bei seinem ältesten Bruder in Ohrdruf genossen hatte, an dem Sohne vergelten.

Zwischen den Herrschaften Hohenlohe-Gleichen-Ohrdruf und Hohenlohe-Ohringen bestand ein reger Austausch der beiderseitigen Angestellten in Schule, Kirche und Staat. So kam Johann Heinrich Bach von Ohrdruf nach Ohringen, wo er 1735 als Adjunkt (Stellvertreter) des in Ruhestand gegangenen Präzeptors Plank angestellt wird. Nach dem Ableben seines Vorgängers rückte er zum Präzeptor der „Teutschen Schule“ auf, erteilte aber gleichzeitig noch am Gymnasium den Unterricht in Rechnen, Schreiben und Musik. Gleichzeitig war er Organist an der Öhringer Stiftskirche. Wibel, sein Zeitgenosse, rühmt ihn als einen „besonders geschickten Musiker“. Wir dürfen annehmen, daß er auf dieser neuen Orgel manches Werk seines Oheims gespielt und manche Kantate in der Kirche zur Aufführung gebracht hat. Daß er selbst, der Kantorenpraxis seiner Zeit entsprechend, auch komponiert hat, ist außer Zweifel. Leider ist von seinen Kompositionen nichts mehr vorhanden.

Aus zwei Eingaben an die gräfliche Verwaltung aus den Jahren 1739 und 1740 ist zu ersehen, daß er wegen seines kargen Gehaltes schwer zu kämpfen hatte. Seine Besoldung bestand (neben „Früchten und Wein“) aus 40 Gulden, „worunter 10 Gulden mit dem Weihnachts- und Neujahrssingen recht säuerlich verdient werden mußten“(!)

Johann Heinrich war zweimal verheiratet. Die erste Ehe blieb kinderlos, von den elf Kindern der zweiten Ehe starben neun im Kindesalter, nur zwei Töchter wuchsen heran: Dorothea Sophia Wilhelmina und Louisa Elisabetha Felicitas. Dorothea heiratete am 29. 11. 1774 den Amtsnachfolger Heinrich Bachs, den Präzeptor Gottfried Sallmann. Dieser Schwiegersohn pflegte das Erbe Bachs in Öhringen weiter, wir begegnen auch ihm als tüchtigen Komponisten. Johann



Dorothea Sophia Wilhelmina Bach

Heinrich Bach starb im Jahre 1783. Der Eintrag im Totenbuch lautet: „Herr Johann Heinrich Bach, redonierter Lehrer der deutschen Schule, begraben den 20. Mai, alt 75 Jahre, 9 Monate 14 Tage“.

Der kraftvolle Kulturwille des 18. Jahrhunderts manifestierte sich auch in der regen Bautätigkeit der damaligen Zeit. So erstand in Öhringen unter anderem 1743 der Theaterbau im fürstlichen Hofgarten. Das 2. Stockwerk enthielt bis in die jüngste Zeit herein einen entzückenden kleinen Theatersaal. Logen, Bühne, Kulissen, verstaubte Notenständer ließen Bilder aufsteigen aus einer Zeit, in der hier gesellschaftliches und musikalisches Leben pulsierte. Mit dem Übergang der Herrschaft Hohenlohe an Württemberg verlor Öhringen seine Bedeutung als fürstliche Residenz. Es wurde still in diesen Räumen und alles versank in Dornröschenschlaf.

Die wirtschaftlichen Probleme des fränkisch-hohenlohischen Raumes

Von Hermann Müller

Seit dem Kriegsende sind nun über zwanzig Jahre vergangen, eine Zeit, in der sich auch im fränkisch-hohenlohischen Raum viel geändert hat und in der viel erreicht wurde. Ich möchte hier die Gelegenheit wahrnehmen, Rückschau über das Geleistete und Ausblick auf die weitere Entwicklung zu halten.

Überblick über die Entwicklung des Hohenloher Raumes in den letzten Jahrzehnten

Im Zuge der allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Strukturänderung, die seit Kriegsende besonders zutage tritt und die insbesondere durch die übermächtige Entfaltung der Technik und die Zunahme der Bevölkerungsdichte bedingt ist, entstand im wirtschaftlichen, kommunalen und kulturellen Bereich eine stark unterschiedliche Entwicklung in den mehr ländlichen und in den hochindustrialisierten Gebieten unseres Landes. So zählt auch der fränkisch-hohenlohische Raum, ein ehemals wohlhabendes, überwiegend landwirtschaftlich orientiertes Gebiet, heute zu den strukturschwächeren Gebieten des Landes, die dessen besonderer Förderung bedurften.

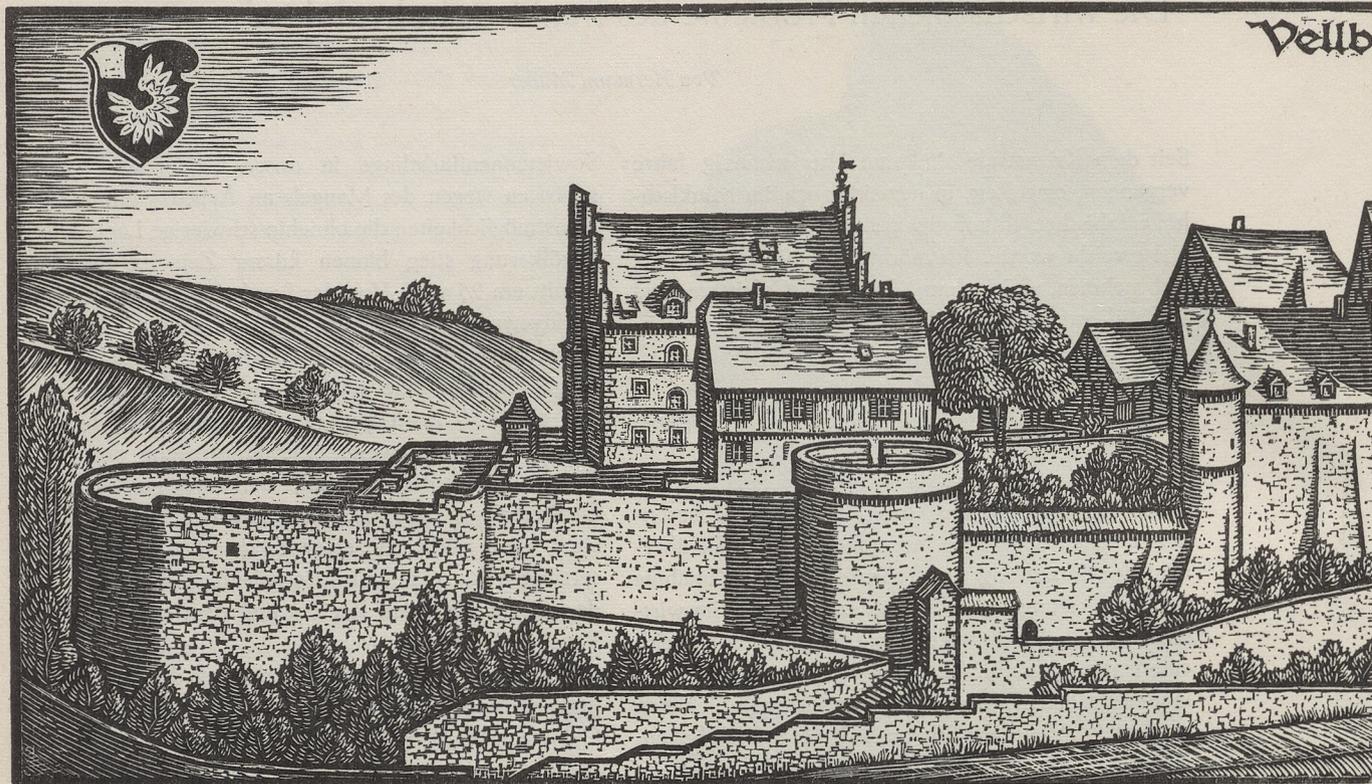
Heute noch wie schon vor dem ersten Weltkrieg ist das Hohenlohegebiet noch überwiegend landwirtschaftlich orientiert. Die Strukturverhältnisse der Landwirtschaft waren durch die Hoferbfolge gesund; die Bevölkerung war seit über hundert Jahren nahezu gleich geblieben, weil der Geburtenüberschuß ständig in die Gewerberäume am Neckar und Rhein abwanderte und sich der Bevölkerungsstand so den vorhandenen Erwerbsmöglichkeiten anpaßte. Im Gegensatz zu den Realteilungsgebieten Altwürttembergs fehlte es daher an einem Ansatzpunkt für eine stärkere Ansiedlung von Handel, Handwerk und Industrie. Hinzu kam, daß der Hohenloher Raum verkehrsmäßig nur unzureichend erschlossen war. Er verfügte über kein leistungsfähiges, engmaschiges Netz von Verkehrsstraßen und Eisenbahnlinien. Dies war der Industrieansiedlung ebensowenig förderlich wie dem raschen Absatz der landwirtschaftlichen Produkte in den Ballungsgebieten. So beeinflusste trotz ständiger Geburtenüberschüsse die Abwanderung erwerbsfähiger Menschen die Bevölkerungsstruktur und die Bevölkerungsentwicklung.

Während und nach Beendigung des zweiten Weltkrieges strömten zahlreiche Heimatvertriebene und

Sowjetzonenflüchtlinge in unser Gebiet und verschärften wegen des Mangels an Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten die ohnehin schwierige Lage. Die Bevölkerung stieg binnen kurzer Zeit im Durchschnitt um 25 v. H. Von der Landwirtschaft und vom Kleingewerbe allein konnte das stark erhöhte Arbeitskräfteangebot unmöglich aufgenommen werden. Als Folge entstand eine starke Pendelwanderung nach den ab 1950 rasch Aufschwung nehmenden Industrieorten und teilweise eine Umsiedlung dorthin. Diese Verhältnisse zeigten, daß die gewerbliche Durchsetzung des ländlichen Gebietes wünschenswert, wenn nicht gar erforderlich ist. Die Voraussetzungen für eine Industrieansiedlung mußten von den Gemeinden, den Kreisen und dem Land in der Regel erst geschaffen werden.

Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der gewerbe- und industriereichen Gebiete konnten die ländlichen Gebiete wie Hohenlohe nicht Schritt halten. Die Folge war eine ungleiche Verbesserung der Lebensverhältnisse in den verschiedenen Wirtschaftsgebieten. Die Abwanderung der Menschen aus der Landwirtschaft in die Städte setzte sich daher fort; so nahm die Bevölkerung von September 1950 bis Juni 1964 im Landesdurchschnitt um 27,6 v. H., in den fünf hohenlohischen Kreisen jedoch nur um 9,9 v. H. zu. Der dadurch hervorgerufene Arbeitskräftemangel und die Notwendigkeit einer Anpassung an die Wettbewerbsverhältnisse im EWG-Raum zwang unsere landwirtschaftlichen Betriebe zu einem Übergang von der überkommenen Arbeitsweise zu einer modernen Betriebsführung. Mit einem hohen Investitionsaufwand und großen Opfern wurden die Betriebe mechanisiert, rationalisiert und die Erzeugung entsprechend umgestellt. Nicht vergessen werden darf dabei, daß es galt und auch gelang, die in unserem Hohenloher Land besonders hohen Kriegsschäden zu beseitigen.

Durch die fortschreitende Industrialisierung und die Auswirkungen des unseligen Krieges sind nicht nur die Lebensverhältnisse der Bürger, sondern auch die Gemeinden stark beeinflusst worden. Unsere Gemeinden blieben in der Entwicklung ihrer Steuerkraft weit hinter denen in den Industriegebieten zurück. Diese geringe Finanzkraft erschwerte die Bereitstellung der notwendigen öffentlichen Einrichtungen wie Straßen, Schulen, Krankenhäuser.



Vellberg. Holzschnitt von R. Greiß

Welche Maßnahmen wurden ergriffen und welchen Erfolg hatten diese?

Die Bewohner des fränkisch-hohenlohischen Raumes ließen sich durch diese Entwicklung nicht entmutigen. Sie machten sich tatkräftig an den Wiederaufbau, paßten sich den Erfordernissen der heutigen Zeit an und schufen die Voraussetzungen für eine gewisse Industrieansiedlung. In weitsichtiger und umfassender Weise hat sie das Land dabei unterstützt, indem es neben der laufenden Verbesserung des kommunalen Finanzausgleichs vielfältige zweckgebundene Zuschüsse und Zuschüsse aus dem Förderungsprogramm für das Hohenlohegebiet gewährt hat.

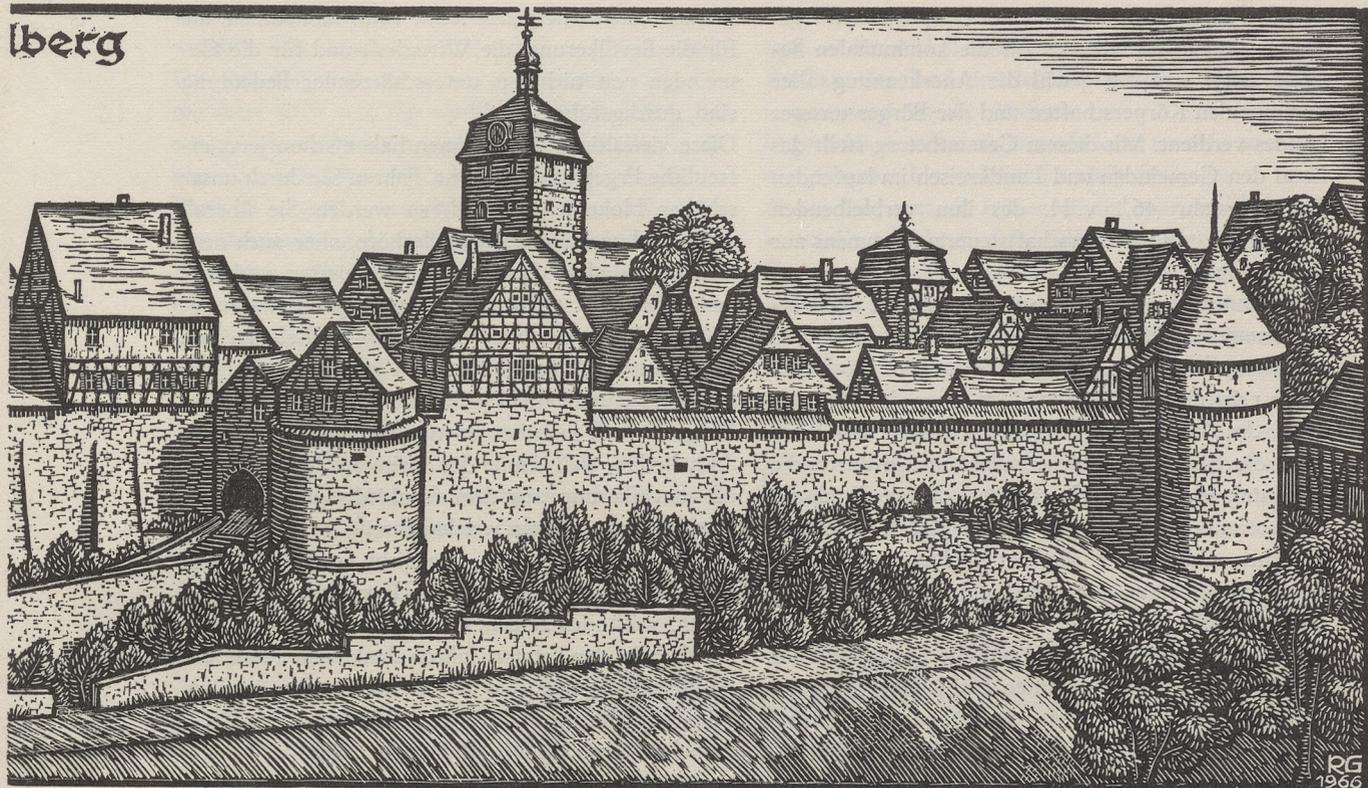
Der kommunale Finanzausgleich soll in erster Linie die Steuerausstattung der Gemeinden und Kreise ergänzen und dadurch zum Ausgleich der strukturbedingten Steuerkraftunterschiede beitragen. Durch die im Bundesgebiet vorbildliche Finanzausgleichsregelung Baden-Württembergs ist dies weitgehend gelungen; dadurch wurde die Finanzkraft der meist kleinen und leistungsschwachen Gemeinden Hohen-

lohes entscheidend verbessert. Die Gemeinden wurden auf diese Weise von dem Zwang einer Industrieansiedlung um jeden Preis befreit.

Ähnlich günstig hat sich die Finanzausgleichsregelung auch auf unsere Landkreise ausgewirkt, da die Finanzkraft der einzelnen Landkreise im Lande nach Durchführung des kommunalen Finanzausgleichs praktisch nivelliert ist.

Um den Umfang der Leistungen des Landes im kommunalen Finanzausgleich deutlich zu machen, darf ich folgende Zahlen nennen (wobei nur der Zeitraum von 1954 bis 1965 betrachtet werden soll):

Das Land hat den kommunalen Körperschaften im Rahmen des Einkommensteuer- und Körperschaftsteuerverbunds seit 1954 Zuweisungen im Gesamtbetrag von 5,2 Milliarden DM gewährt. Die Gemeinden der fünf hohenlohischen Landkreise erhielten hiervon für das Rechnungsjahr 1954 1,9 Mill. DM an Schlüsselzuweisungen; für 1965 waren es etwa 26,5 Millionen DM. Außerdem flossen ihnen erhebliche Mittel aus dem Ausgleichsstock zu. Die fünf Landkreise selbst erhielten 1954 Zuweisungen



in Höhe von 1,9 Millionen DM und 1965 von 5,5 Millionen DM. Im Rahmen des Verbundes an der von Jahr zu Jahr steigenden krisenfesten Kraftfahrzeugsteuer erhielten die kommunalen Träger der Straßenbaulast seit 1954 insgesamt Zuweisungen in Höhe von 320 Millionen DM. Neben dem Steuerverbund an der Einkommensteuer und Körperschaftsteuer sowie an der Kraftfahrzeugsteuer hat das Land den Stadt- und Landkreisen ab 1965 sein Aufkommen an Grunderwerbsteuer überlassen, das für 1965 mit rd. 40 Millionen DM veranschlagt werden könnte. Das Land gewährt außerdem außerhalb des kommunalen Finanzausgleichs den Gemeinden und Gemeindeverbänden auf Grund besonderer Gesetze oder nach Maßgabe des Staatshaushaltsplans umfangreiche Zuschüsse und Darlehen zur Durchführung vorwiegend kommunaler Investitionsvorhaben. Diese sogenannten Freiwilligkeitsleistungen des Landes belaufen sich seit 1954 auf insgesamt 2,4 Milliarden DM, im Rechnungsjahr 1965 werden sie etwa 670 Millionen DM betragen. Besonders gefördert werden dabei der Bau von Krankenanstalten, An-

lagen zur Wasserversorgung und Abwasserbeseitigung, Sportstätten sowie der Schulhausbau, der land- und forstwirtschaftliche Wegebau, ferner Kultivierungsmaßnahmen. In diesem Rahmen wird auch die Landesbeteiligung an den Maßnahmen des Grünen Planes gewährt. An dieser großzügigen Investitionshilfe des Landes nehmen die hohenlohischen Gemeinden und Kreise in starkem Umfang teil.

Neben den allgemeinen Leistungen, die allen Gemeinden und Landkreisen des Landes zugute kommen, treten dabei diejenigen aus dem Förderungsprogramm Hohenlohe, auf die ich sogleich eingehen werde, noch hinzu. Der Gesamtbetrag der Landesleistungen an seine kommunalen Körperschaften belief sich seit 1954 somit auf über 7,9 Milliarden DM. Betragen die Gesamtleistungen des Landes an die kommunalen Körperschaften im Rechnungsjahr 1954 noch 323,7 Millionen DM oder 47,72 DM/Einwohner, so werden sie im Rechnungsjahr 1965 nunmehr auf über 1738,1 Millionen DM oder 172,7 DM/Einwohner gestiegen sein. Sie betragen damit 1965 388,4 v. H. des Standes von 1954 und weisen damit

eine Steigerung auf, die von einer beispielhaften Aufgeschlossenheit des Landes für die kommunalen Belange zeugt und die gewiß die Anerkennung aller kommunalen Körperschaften und der Bürger unseres Landes verdient. Mit diesem Gesamtbetrag stellt das Land den Gemeinden und Landkreisen im laufenden Rechnungsjahr 46,1 v. H. des ihm verbleibenden Einkommen- und Körperschaftsteueraufkommens zur Verfügung.

Die kommunalen Haushalte wurden neben der Verbesserung des Finanzausgleichs und den laufenden Erhöhungen der Freiwilligkeitsleistungen noch dadurch erheblich entlastet, daß im Zuge der Neuordnung des kommunalen Finanzausgleichs im Jahre 1962 die bisherigen Lehrerstellenbeiträge durch die Schulumlage und die Gast Schülerbeiträge durch die Sachkostenbeiträge ersetzt worden sind. Die hoheloischen Schulträger wurden dadurch nach dem Stand im Rechnungsjahr 1962 um 4 Millionen DM jährlich bessergestellt.

Ich möchte nun noch einmal auf die Leistungen des Landes nach dem sogenannten Hohenloheprogramm zurückkommen. Es war das Bestreben der Landesregierung seit Bestehen des Landes Baden-Württemberg, daß die zusammengefaßte Wirtschaftskraft des Landes durch eine gezielte Sonderförderung den schwach strukturierten Gebieten zugute kommen soll. Das Hohenlohegebiet wurde seit 1957 in dieses Förderprogramm mit einbezogen, für das im Staatshaushaltsplan besondere Haushaltsmittel bereitgestellt werden. Mit diesen Mitteln werden einmal Maßnahmen der Gemeinden und Landkreise neben der allgemeinen Bezuschussung noch zusätzlich gefördert. Zum anderen werden aber auch Projekte bezuschußt, für die aus allgemeinen Landesmitteln keine Zuschüsse vorgesehen sind, so z. B. Schlachthäuser. Für die Förderungsgebiete wurden in den Jahren 1952 bis 1965 insgesamt rund 324 Millionen DM bereitgestellt; davon entfallen auf das Hohenlohegebiet einschließlich des Härtsfeldes rd. 85 Millionen DM. Der für 1965 vorgesehene Betrag beläuft sich allein auf rd. 12,4 Millionen DM bei einem Gesamtvolumen aller Förderungsprogramme von 44 Mill. DM. Auch im Jahre 1966 belief sich der Betrag für das Förderprogramm noch auf über 10 Millionen DM. Das Programm wird in den kommenden Jahren fortgesetzt, wenn auch im Zuge der durch die Rückläufigkeit der Konjunktur erforderlichen Sparmaßnahmen etwas kürzer getreten werden muß.

Die Leistungen des Landes erschöpften sich aber nicht allein in diesen zahlreichen Finanzhilfen. Vielmehr hat das Land selbst im Rahmen seiner eigenen

Zuständigkeit eine ganze Reihe von Maßnahmen, die für die Bevölkerung, die Wirtschaft und für die Gemeinden von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind, durchgeführt.

Diese vielfältigen Maßnahmen haben schon jetzt erfreuliche Ergebnisse gebracht. Fahren Sie durch unser schönes Hohenloher Land, so werden Sie überall neue Wohngebäude, Aussiedlerhöfe, aber auch neu erstellte Schulen, Sportstätten, Rathäuser und Gemeindehallen – nicht zuletzt neuangesiedelte Industrie- und Gewerbebetriebe sehen. Die Lebens- und Verdienstverhältnisse haben sich in den letzten Jahren ganz entscheidend gebessert. Wenn auch in der Zukunft noch manches zu tun bleibt, so kann man doch hoffen, daß damit der weiteren Abwanderung der Bevölkerung aus dem fränkisch-hoheloischen Raum Einhalt geboten werden konnte.

Mit diesen Darlegungen, die nicht erschöpfend sein können, sondern nur einen Überblick verschaffen sollen, wollte ich zeigen, daß der Raum Hohenlohe-Franken in den letzten Jahren dank dem Fleiß, der Aufgeschlossenheit und der Initiative der Bevölkerung, vor allem der Wirtschaft, aber auch der Kommunalvertretungen mit tatkräftiger Hilfe des Landes einen großen Schritt vorwärts getan hat. Es gelang nicht nur, das Gefälle zwischen den Gemeinden mit vorwiegend städtischer und solchen ländlicher Struktur, sondern auch zwischen den stärker industrialisierten Räumen unseres Landes und den in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung noch etwas nachhängenden Gebieten abzubauen. Noch liegen große Aufgaben vor uns. Als Ziel für die weitere Förderung müssen die Maßnahmen, die für die weitere wirtschaftliche und kulturelle Kräftigung der Landschaft Hohenlohe dienen können, in Aussicht genommen werden, und zwar mit dem Ziel, auch hier gleichwertige Lebensbedingungen zu schaffen und einer weiteren Konzentration von Menschen und Betriebsstätten in den Verdichtungsräumen unseres Landes entgegenzuwirken. Hierfür wird folgendes für vorrangig gehalten werden müssen:

Weiterer Ausbau des Bildungswesens, vor allem auch im Zusammenhang mit dem Schulentwicklungsplan und dem Ausbau des Realschulwesens und der Gymnasien. Dasselbe gilt für die Erwachsenenbildung. Von besonderer Bedeutung ist die weitere Förderung des Verkehrswesens, insbesondere des Straßen- und Schienennetzes und des Baus der geplanten Bundesautobahnen Heilbronn-Würzburg und Heilbronn-Nürnberg. Im Bereich der gewerblichen Wirtschaft muß die weitere Industrieansiedlung gefördert werden. Auch hat der Hohenloher Raum alle Chancen,

dem Fremdenverkehr noch stärker erschlossen zu werden. Die Landwirtschaft spielt in Hohenlohe-Franken nach wie vor eine entscheidende Rolle. Die moderne Welt und die wachsende Verflechtung der europäischen Märkte im Rahmen der EWG stellt unsere Landwirtschaft vor schwerwiegende Probleme. Deshalb kommt einer zweckmäßigen Anwendung des Landes Anpassungsgesetzes im Hohenloher Raum im Zusammenwirken mit dem Förderprogramm Hohenlohe und den weiteren Fördermaßnahmen des Landes eine große Bedeutung zu. Es muß in Aussicht genommen werden, der kleineren und mittleren Landwirtschaft, die hier vorherrscht und die durchaus eine Zukunft in diesem Raum hat, Rechnung zu tragen. Dieses Ziel soll durch betriebliche Anpassung, z. B. Flurbereinigung, technische Arbeitshilfsmittel, Rationalisierung des Arbeitsverfahrens, überbetrieb-

liche Zusammenarbeit und durch bauliche Maßnahmen, z. B. Althofsanierung, Aussiedlung und den Ausbau des landwirtschaftlichen Schul- und Beratungswesens erreicht werden.

In gemeinsamer Arbeit kann dadurch erreicht werden, die gesegnete Hohenloher Landschaft wieder zu dem zu machen, was sie früher einmal war, nämlich ein kulturell und wirtschaftlich blühendes Gebiet. Dieses Ziel kann erreicht werden, wenn die Bevölkerung und das Land weiterhin in gemeinsamer Anstrengung tatkräftig zusammenwirken. Meine Ausführungen möchte ich in der Hoffnung schließen, daß uns weiterhin der Frieden und damit die Grundlage einer weiteren erfolgreichen Arbeit erhalten bleiben möge. Dann werden, davon bin ich fest überzeugt, die Bewohner des fränkisch-hohenlohischen Raumes unbesorgt in die Zukunft sehen können.

Zwischen Langenburg und Kupferzell

Das Leben eines lachenden Philosophen

Von Rudolf Schlauch

Am 16. April 1767 ist in Langenburg Carl Julius Weber geboren. Langenburg war damals kleine Residenzmetropole des Fürstentums Hohenlohe-Langenburg und gehörte in den Kreis der vielen Duodez-Residenzstädtchen, die allenthalben im württembergischen Franken zerstreut sind. In diese Welt hinein wuchs der junge C. J. Weber als Sohn eines fürstlichen Rentmeisters in Langenburg; aus dieser höfischen Welt, die noch ein Stück Mittelalter am Ende des 18. Jahrhunderts darstellte, heraus ist er auch zu verstehen und zu erklären.

Nachdem im 40. Jahr seines Lebens dieses kleine Ländchen durch die napoleonische Politik beseitigt wurde, ließ sich der weltoffene C. J. Weber im Gegensatz zu seinen Landsleuten sehr gerne in das Königtum Württemberg eingliedern und fühlte sich stets als echter Württemberger. Schwabe war er freilich keiner; er war und blieb, was aus seinen Schriften und Werken erkennbar ist, immer der Franke, der im fränkischen Raum und im fränkischen Hohenlohe geboren war. Er gehört nicht in den Kreis, von dem man in Württemberg, d. h. im zentralen alten Schwabenland sagt: der Schiller und der Hegel, das ist bei uns die Regel. Er gehört nicht zu diesen Schwabengeistern, die spintisieren und in die Tiefen der Philosophie steigen, er war weit entfernt, schwere philosophische Probleme und Systeme zu schildern und aufzustellen, wie etwa Schelling oder Hegel. Er gehört auch

nicht zum Kreis der pietistischen Philosophen und der theologischen Forscher, die ja Württemberg in jener Zeit reichlich hervorbrachte, sondern er war und blieb der lachende Philosoph, der in vielen historischen Werken, in seinen anthropologischen Schriften und in seinen Reisebüchern alles unter dem Motto schrieb: „und verzeihet mir mein spöttisch Maul“.

Webers Hauptwerk ist der „Democritus oder das Tagebuch eines lachenden Philosophen“. Es umfaßt 12 dicke Bände und stand ein gutes Jahrhundert hindurch in den Bücherschränken der „gebildeten Leserwelt“, erlebte viele Auflagen und gehörte zum literarischen Bestand der Bildung und des Wissens unserer Großväter und Urgroßväter. Viel gelesen und zitiert wurden vor allem die spritzigen und pikanten Kapitel, die Weber mit viel Schwung, Esprit und Boshaftigkeit schrieb. Auch Reclam hatte es noch vor dem ersten Weltkrieg in seinen Taschenbüchern auszugsweise veröffentlicht und damit zur Verbreitung beigetragen. Heute ist Weber literarisch fast vergessen. Er hat das Schicksal seines Buches und Werkes vorausgesehen, wenn er sagt: „Die berühmtesten Bücher der Zeit werden kaum nach 100 Jahren gelesen, höchstens Bücherwürmer fahnden danach. Die meisten Bücher werden zu Pfeffertüten und Fidibus verwandt.“ Aber nicht nur Webers Werk scheint vergessen, auch sein Geburtshaus in Langenburg steht nicht mehr. Da wo

die Straße vom Jagsttal heraufführt und in das malerische Städtchen einbiegt, stand einst sein Eltern- und Geburtshaus.

Trotzdem sollte Weber heute nicht vergessen werden. Abgesehen davon, daß zwei Verlage im vergangenen Jahr seinen „Democrit“, in ganz kurzen Auszügen allerdings, wieder gedruckt haben, ist die Frage, ob Weber heute noch lesenswert sei, durchaus positiv zu beantworten. Sein prägnanter Stil, die aphorismenhafte Weisheit seiner Werke, der Spott und die freundliche Überlegenheit Menschen, Meinungen und Dingen gegenüber, die geschichtlichen Abhandlungen und Essays, die Fülle der Zitate und Anekdoten, die Weber mosaikartig all seinen Werken einordnet, machen es einer Zeit wie der heutigen, welche das kurze geistreiche Wort wieder mehr schätzt als die epische Breite, leicht, Weber zu lesen. Sein „Democritos“ ist geradezu ein Brevier der guten Laune und der Lebensweisheit, das allen Karriere machenden Dunkelmännern heute noch mit Geist und Witz den Kampf ansagt.

Weber war schon in seiner Jugend ein Mann der Bücher. Er verbrachte die meiste Zeit hinter den Büchern, er lernte viel, gut und schnell. Seine Hauptgebiete waren schon in Langenburg alte Sprachen, Geschichte und Geographie. Als Fünfzehnjähriger wird er aufs Hohenlohesche Landesgymnasium nach Öhringen geschickt. Dort war er der eifrigste und beste Schüler, erwarb sich durch Privatstudium ein ausgedehntes Wissen und legte schon als Primaner durch Anschaffung der Werke zeitgenössischer und antiker Dichter und Philosophen die Grundlage zu einer späteren umfangreichen Bibliothek, die auf etwa 12 000 Bände anwuchs. Er konnte, wenn er im Hohenloher Land von einem Ort zum anderen umzog, was ein paarmal während seines Lebens der Fall war, seine persönliche Habe auf einem Schubkarren transportieren, während er seine Bücher auf zwei großen Leiterwagen befördern mußte.

Nach Beendigung seiner Schulzeit bezieht er wie die meisten der hohenloheschen Studenten die Universität Erlangen. Das Studium der Jurisprudenz, dem er sich mit Eifer zuwandte, ergänzte er durch ein intensives literarisches und philosophisches Studium. Voltaire, Rousseau, Diderot, Montaigne, also die französischen Enzyklopädisten sind es, die sein Lernen bestimmen. Gerade dieser französische Einfluß auf Webers Denken und Schaffen zeichnet sich schon damals ab, er sollte für die literarische Zukunft des späteren Schriftstellers entscheidend werden. Im Jahre 1788 verläßt er die Universität Erlangen als wohlausgebildeter Jurist und hat nun zunächst nichts anderes im Sinn, als an einem der hohenloheschen Fürstenhöfe Verdienst, Brot und Stellung zu finden. Als er sich nach seiner Rückkehr von der Universität ein Jahr lang in seiner Heimatstadt Langenburg aufhält, macht er aber die bittere Erfahrung, daß die durch sein Studium erworbenen Kenntnisse überhaupt nicht gewertet werden. Unter den siebzigerlei Hofchargen, die es damals am Langenburger Hof gab, wurde

er als examinierter Jurist der Rangliste nach hinter die Kammerdiener eingestuft. Dabei verlor er die Lust zu einem solchen Hofberuf und einer solchen Tätigkeit. Sein Landsmann Schlözer, Pfarrerssohn aus Gaggstatt an der Jagst, war zu dieser Zeit einer der angesehensten Professoren und eigenartigsten Geister der Göttinger Universität. Er schrieb dem jungen Weber, er möge nach Göttingen kommen und dort versuchen, die akademische Laufbahn zu erreichen und Professor zu werden. In Langenburg hatte er sich mit seinem alten Hofprediger, dem er an sich viel zu verdanken hatte, überworfen, denn er sagte: „mein alter Hofprediger schüttelte seine Wolkenperücke und stampfte mit seinem Gamaschenfuß, daß alle Flöhe in Aufruhr kamen, beim Anblick englischer und französischer Klassiker in meiner Büchersammlung, die er nur dem Namen nach kannte“. „Ei, ei, sagte er, lauter Deisten, lauter Freigeister.“ Gegen Griechen und Lateiner hatte er nichts, vermutlich weil sie noch antequod christum natum freigeisterten.

1790 zog Weber also nach Göttingen, um dort eine Professur zu erstreben. Er studierte in Göttingen unermäßig und lebte erbärmlich, denn er wollte seiner Mutter, die schon viel für ihn getan hatte, keine weiteren Kosten machen. Er wurde dabei krank; und weil nun im Augenblick nichts mehr an der Professur war, vermittelte ihm sein Landsmann Schlözer eine gute Hofmeisterstelle unter vorteilhaften Bedingungen in einem französischen Bankierhaus am Genfer See. Dort kam nun Weber mit der großen Welt in Verbindung, er besuchte öfter Paris, lernte Lyon, Genf und all die Städte des französischen Südens kennen, er sah sich um und bekam den weiten Gesichtskreis, der ihm später immer mehr eigen geworden ist. Doch litt seine Mutter unter der Abwesenheit ihres Sohnes. Sie schrieb ihm viele Briefe, und schließlich gelang es durch Vermittlung des Langenburger Fürstenhofes, daß Weber Kabinettssekretär beim Grafen von Erbach, dem Statthalter zu Mergentheim und Kurkölnischen Geheimrat, geworden ist. Er schrieb seiner Mutter: „Ich weiß, daß Protestanten unter den Katholiken, namentlich in Wien und namentlich am Deutschorden schon großes Glück gemacht hatten und kehre deshalb in meine heimatlichen Gefilde zurück.“

So wurde Weber, nachdem er, wie er sagte, in Frankreich das *savoir vivre* und *savoir voir* gelernt hatte, an der Tauber im idyllischen Bad Mergentheim einer der maßgebenden Männer des Deutschordens in den letzten 10 Jahren seines Bestehens vor der Säkularisierung durch Napoleon. Er fühlte sich in Mergentheim, das er sein „liebes Mariental“ nannte, sehr wohl. Er schildert den Grafen Erbach, seinen Chef, ebenso wie den Kurfürsten Maximilian Franz, einen Sohn der Maria Theresia, den Deutschordens-Hochmeister, als herrliche Charaktere. Er sagt, er sei nicht bloß wie ihr Sohn gewesen, sondern hätte bald großen Einfluß auf diese Männer gewonnen und stellt fest, daß er unter den Deutschrittern „wie das Kind vom Hause“ galt und glückliche Jahre von 1792 bis 1797 in Bad Mergentheim verlebte. Dabei waren

denkbar angenehme Lebensbedingungen die Voraussetzung seines Aufenthaltes. Die große historische Bibliothek des Ordens stand ihm zur Verfügung; die nach allen Ländern und Höfen ausstrahlenden Verbindungen, die diplomatische Tätigkeit und der großzügig genutzte Reichtum des Deutschordens kamen ihm zustatten.

In die Zeit fiel der sogenannte Rastatter Kongreß, an dem Weber zusammen mit Graf Erbach als Abgesandter des Deutschordens teilzunehmen hatte. Auch dort hat ihm eine große Chance gewinkt. Der französische Gesandte forderte ihn auf, in die diplomatischen Dienste seines Landes zu treten, und es hätte wenig gefehlt, daß aus Weber etwa wie aus dem bekannten Grafen Reinhard ein Pair von Frankreich geworden wäre. Leider ist am Tag, nachdem Weber mit dem französischen Gesandten den Vertrag geschlossen hatte, dieser durch das bekannte Attentat auf dem Rastatter Kongreß ermordet worden, und so stand Weber wieder vor dem Nichts und seine erträumte Karriere im diplomatischen Staatsdienst war zunichte geworden. Er siedelte deswegen nach dem Tode des Grafen Erbach, nachdem der Deutsche Orden aufgelöst worden war, in die Grafschaft Erbach nach Bad König im Odenwald über, von dort nach Ysenburg zu dem Grafen Ysenburg-Büdingen, wo er als Leiter der Regierung ein maßgebender Mann wurde. Aber auch dieses Projekt scheiterte, denn zuvor sollte er mit dem jungen Erbgrafen eine große Europareise machen, die auf zwei Jahre veranschlagt war, damit der junge Erbgraf die Welt kennenlerne und eine größere Freiheit des Denkens und Lebens durch Carl Julius Weber lernen sollte. Der junge Erbgraf war jedoch ein Weichling und nach einigen Wochen Reise desertierte er in Potsdam auf heimliche Weise, ließ Weber zurück, der Graf hielt es als Muttersöhnchen in der Fremde allein nicht aus und kehrte mit Extrapost nach Büdingen zurück. Die ganze Schuld des Versagens wurde natürlich von der Hofkammerilla dem guten Weber aufgelastet und er hatte so unter Intrigen und Kabalen am Hof in Büdingen zu leiden, daß er mit einer schweren Nervengeschichte und einer Hypochondrie den Dienst quittierte und als kranker Mann in seine Heimat Hohenlohe zurückkehrte.

Der Hofrat mit dem Titel eines fürstlichen Regierungsrats, der gute Jurist und überaus gebildete Literatur- und Geschichtskenner, ein Mann, der noch viel hätte leisten können, tauchte in der Anonymität des Hohenloher Landes in einem abgelegenen Bauerndorf unter. Er kehrte in das Haus seiner Schwester, die mit einem herrschaftlichen Beamten in Jagsthausen verheiratet war, zurück und lebte dort zunächst unter schwerer psychischer Bedrängnis, dann aber sich allmählich wieder freier fühlend und von einigen kleinen Renten und Pensionen zehrend, in seinem Heimatland. Er sagt selbst: „In meinem 37. Jahre fiel ich wie vom Himmel in ein Dorf, und wollte als verdorbener Städter verzweifeln. Kaum nach einem Jahre jedoch vergaß ich bei hohlenloheschen Metzelsuppen die herrlichen Diners diplomatique und Rittertafeln. Auf Schwein reim Wein, auf Wurst – Durst. Nach

Jahr und Tag war mir ein Markttag und Knabenspiele soviel als Theater, ein Viehmarkt war eine Wiener Maskerade und Berliner Wachtparade und Revue und die Dorfkirche so interessant wie Prater und Tiergarten, wie Vauxhall und Palais Royal.

Wer kennt nicht die inhaltsreichen Verse Virgils? Hier sind kühlende Quellen, hier weicher Rasen Lycoris, hier möchte ich mein Leben mit dir beschließen.“ Ja, bei „mit dir“ hat es bei Weber allerdings gehapert, er war Junggeselle geblieben, ohne jedoch dem weiblichen Geschlecht je abgeneigt gewesen zu sein; er hatte wie Schiller in Stuttgart seine Laura in Öhringen gefunden, die aber leider einen anderen heiratete. Und so blieb Weber Junggeselle und weilte nun die letzten 30 Jahre seines Lebens als komischer Hagestolz in den abgelegenen Dörfern seines Hohenloher Landes. Die Bauern allerdings schätzten den Herrn „Hofrat“, der abends ab und an mit ihnen am Wirtstisch saß und sie mit seinen geistreichen Reden unterhielt, sehr hoch, aber sein eigentlicher Lebensweg war zu Ende. Sein jüngerer Bruder hatte, ebenfalls als Jurist, eine wesentlich bessere Karriere gemacht. Er ist ebenfalls ins „Württembergische“ ausgewandert und hat es bis zum Senatspräsidenten in Tübingen gebracht.

Damit wäre eigentlich die ganze Biographie Carl Julius Webers erzählt. Denn in der zweiten Hälfte seines Lebens geschieht nichts Bemerkenswertes. Er lebt im Haushalt seiner Schwester, deren Mann verschiedene Stellungen annimmt, zieht von Jagsthausen nach Weikersheim, von dort mit seinen Verwandten nach Künzelsau und schließlich nach Kupferzell, wo Carl Julius Weber 1832, also im gleichen Jahr wie Goethe, stirbt. Die letzten 30 Jahre sind ausgefüllt von einem sehr intensiven literarischen und schriftstellerischen Wirken; sie werden nur unterbrochen durch längere Reisen, die sich über ganz Deutschland und Teile von Österreich und Italien erstrecken. Nach einer solchen Reise kehrt Weber immer mit gefülltem Skizzenbuch nach Hohenlohe zurück und setzt sich wieder an seinen Schreibtisch. Denn jetzt, in der zweiten Hälfte seines Lebens, die für die Nachwelt die sehr viel wichtigere wird, greift er zur Feder. Eingeschlossen in seiner Bibliothek, von dicken Rauchwolken umhüllt, entsteht nun Werk auf Werk. Zunächst zaghaft und mehr als Quellensammlung und Zeitvertreib, schließlich aber aus Lust und Drang zum Schreiben. Zuerst entstehen die drei großen geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Werke, ihnen schließt sich das wohl umfassendste Reisewerk des 19. Jahrhunderts an, die „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“, und den Schluß bildet das zwölfbändige große anthropologische Werk des „Democrit“.

In diesem seinem großen Werk formuliert er einmal das, was er für seinen Lebensstil hält, folgendermaßen: „Eins ist not, eins begreift das Zeitalter, dem das Überflüssige zum Notwendigen geworden ist, nur wenig. Die größte Tugend der Alten und eine Quelle des Frohsinns ist Einfachheit. Ich glaube nicht, daß die wahren Denker oder forschenden Gelehrten je Lebensüberdruß anwan-

deln kann, der leichtsinnige Diener des Staates oder leere Weltliche so oft überfällt. Und je unabhängiger unsere Glückseligkeit von anderen ist, desto leichter ist ihr Erlangen. Ich gehöre nicht zu den Leutchen, die im täglichen Weltumgange zur abgeschliffenen Scheidemünze werden, sondern zu jenen, die in stiller Zurückgezogenheit Medaillen von scharfem Gepräge sind.“

Die erste Periode seines Schaffens ist ganz der Geschichte und Kulturgeschichte gewidmet. Eine große geschichtliche Trilogie entsteht mit der vierbändigen „Möncherei“, dem dreibändigen „Ritterwesen“ und dem dreibändigen „Papsttum“. Neben gründlichen historischen, literarischen und Quellenkenntnissen verwertet Weber alle seine persönlichen Erfahrungen aus der Zeit vor der Säkularisierung und Mediatisierung, als er in den Deutschordeinstiften und in den Klöstern, in den Ritterburgen und in den Schlössern, in den Bibliotheken und Archiven seines Heimatlandes Hohenlohe noch völlig gegenwärtig das letzte Stück Mittelalter erlebte. Er hat sich, wie er selbst sagt, in seiner persönlichen Einsamkeit „con amore“ in diese Welt des Mittelalters geflüchtet und die farbige, bewegte Welt mit seiner Feder aufs Papier gebannt, mit einer Feder allerdings, die er immer tief in die Tinte des Spottes tauchte. Dazu sagt er: „Lachen war mir immer Nektar und Ambrosia in dem weiten vollen Spital der Menschheit und alle alten, finsternen Moralperücken und Wolkenkräger können mich nicht davon abhalten, zu lachen. Ich halte es weder mit der mönchischen noch mit der pfäffisch-protestantischen Askese, die singt ‚Mein Zweck auf Gottes schöner Erde ist nicht, darauf vergnügt zu sein, drum will ich, bis ich Asche werde, auf jenes Leben nur mich freuen‘.“

Sowohl in der Geschichte des „Papsttums“ wie in der Geschichte der „Möncherei“ gelingen Weber glänzende Schilderungen. Es sei nur an die Lebensbilder von Martin von Tours und Bernhard von Clairvaux oder auch von Papst Gregor VII. erinnert. Ebenso hat Weber hervorragende Darstellungen des Ritterwesens, über die Fehden und über die adligen Feste der damaligen Zeit gebracht. Gerade das „Ritterwesen“, dieses Buch, in dem Webers satyrische Feder in unübertroffener Weise gegen die Arroganz des Adels und die schroffe Ablehnung alles Bürgerlichen Stellung nimmt, schaffen ihm viele begeisterte Leser, aber auch viel Kritik. Wegen dieses Buches wird er vom Adel des Landes Hohenlohe sehr über die Schulter angesehen, so daß seine Bücher in den Bibliotheken seiner heimatlichen Ritter und Hochadligen kaum zu finden waren. Er sagt selber, daß er sich völlig darüber klar sei, daß er in seinen Büchern nil nisi verum, also nichts als Wahres gesagt habe, daß es leider in seinen Werken nicht zu dem nil nisi bene de mortuis, also über die Toten nichts als Gutes, gereicht hätte.

Dem Erfolg und der Verbreitung nach ist zweifellos der „Democritos“ weitaus das hervorragendste Werk Carl Julius Webers. Aber wer die Fülle des Gemütvollen, Wahren, heiter Behrenden und Interessanten kennt, die in seinem großen Riesenwerk, den „Briefen eines in

Deutschland reisenden Deutschen“ zu finden ist, der wird zögern, welchem dieser beiden Werke er die Palme reichen würde. Es gab natürlich schon vor Weber Reiseberichte in genügender Zahl. Kurz zuvor war Madame de Staëls „Allemagne“ erschienen. Weber schreibt boshaft über diesen Reisebericht: „Wenn man dies Werk gelesen hat, ist man der guten Frau so satt, als wär es seine eigne.“ Webers Briefe sind als Reiseessays Kabinettstücke dieser Art von Literatur. Wir können sogar mit Recht Weber als den Begründer des plaudernden unterhaltenden „Reiseessays“ bezeichnen. Wenn die Beschreibungen des Schriftstellers und Philosophen Weber natürlich auch zeitlich längst überholt sind, machen sie doch viel Vergnügen und sind unübertroffen in ihrer Treffsicherheit und in der Prägnanz ihrer Schilderung.

Webers letztes größeres Werk ist der „Democritos oder die Briefe eines lachenden Philosophen“. Schon kurz nach Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit hatte er angefangen, betrachtende Kapitel über das menschliche Leben, über das Lachen und über den Humor und deren Auswirkungen auf die Eitelkeit aller irdischen Dinge sich aufzuschreiben und zusammenzufassen. Alle denkbaren Gebiete der Ästhetik, der Literatur, der Moral, der Religion, nimmt er unter seine satyrische Lupe. In die Tiefen der spekulativen Philosophie will das 12bändige Werk mit seinen 366 Kapiteln nicht eindringen. Die „Experientia“, also die Erfahrung und das gnoti seauton „das Erkenne dich selbst“ der griechischen Philosophie, sind die Grundlage, die der lachende Philosoph sich setzt, hier im Democrit kommt der ganze Weber zu Wort.

Zwar wird Weber wegen der über die Grenze des Erträglichen hinausgehenden Direktheit seines Witzes und seines Spottes oft kritisiert, auch das Pikante und zugleich Pathetische wird dem Verfasser häufig angekreidet. Das Buch selbst bietet ein Feuerwerk von Kapiteln. Unsere Großväter vertieften sich vor allem natürlich in die Kapitel über die Liebe, über den Kuß, über das Weib. Aber neben diesen mehr oder weniger pikanten Kapiteln steht eine Vielzahl von Abschnitten voll tiefer und reifer Lebensmeditation, die sich teilweise bis zur Erbaulichkeit steigert. Das Werk kann und will nicht in einem Zug gelesen werden. Wer aber zur Entspannung und geistigen Anregung zum Democrit greift und mit innerem Frohsinn das eine oder andere Kapitel liest, handelt im Sinne des Autors.

Man könnte viele Stunden die Leser mit Bonmots und witzigen Sprüchen aus dem Democrit unterhalten. Man kann aber auch viele der Kapitel als Trost für alle Lebenslagen den Lesern empfehlen. Denn am Schluß seines Lebens, während nun die Lebensstationen an Weber vorbeigerauscht sind und er in Kupferzell wohnt, sind ihm Kapitel voll tiefer Einsicht und voll menschlicher Größe gelungen. Gerade der alternde Weber, in dessen Wesen sich eine bis zum Zynismus gesteigerte menschenfeindliche Zurückhaltung spiegelte, hat die ganze Tiefe und die ganze Problematik eines Menschenlebens erkannt und geschildert. Er schreibt: „Nichts macht

schneller alt als der ewige Gedanke, daß man älter werde. Inzwischen schleicht glücklicherweise das Alter so unbemerkt herbei, daß es immer andere eher merken als wir selbst.“

Im letzten Jahr seines Lebens nahm Webers Kraft zusehends ab. Er konsultierte Ärzte, die er nachher mit grimmigem Spott überschüttete, und von denen er nicht anders sprach als von Quacksalbern. Noch mit den letzten Kapiteln seines *Democrits* beschäftigt, starb er am 19. Juli 1832 in Kupferzell. Er hatte es abgelehnt, letztwillige Verfügungen über seinen Nachlaß, auch über seinen literarischen Nachlaß und seine Bibliothek zu treffen. Hinterlassen hat er der literarischen Welt ein ausgedehntes schriftstellerisches Erbe. Seine Bücherei aber, seine Manuskripte und Aufzeichnungen sind nach seinem Tod in alle Winde verweht. Als einzig Bleibendes steht auf dem Friedhof in Kupferzell sein großer Grabstein. Er hatte sich während seiner letzten Lebensjahre immer Gedanken über seine eigene Grabinschrift gemacht. Am liebsten hätte er auf seinen Grabstein die Worte setzen lassen: „Hier ruhen meine Gebeine, ich wollt, es wären deine.“ Doch schien ihm diese Inschrift ein wenig pietätlos zu sein, und deshalb hat er als Ver-

mächtnis seines Geistes in knappen Worten einen lateinischen Grabspruch selbst geschrieben, der in der Übersetzung heißt:

In Heiterkeit hab ich gelebt,
und immer Gott verbunden.
Ins Ungewisse scheid' ich ab,
doch ohne Bangen.

Ich weiß, s'ist Menschenart zu straucheln
und zu irren,
erbarme Dich, Du Höchstes aller Wesen.

Was bleibt von Weber? Verdient er heute noch, wirklich gelesen zu werden? Die Frage ist im eben Gesagten schon beantwortet. Er verdient nicht nur ein Gelesenwerden, er verdient eine Renaissance, denn in seinen Werken war sein Hauptanliegen: Die Menschen zur *aequitas animi*, zur Seelenruhe zu erziehen. Diese kann er in der heutigen Zeit lehren, denn er sagt: „Die Weisheit gedeiht nur auf dem Boden der Selbsterkenntnis, und nur der Weise erkennt sich selbst. Ruhe des Gemüts, eben *aequitas animi*, ist die Tochter aller Weisheit. Wo aber diese finden, wenn die Mutter noch nicht gefunden ist?“



Alt-Crailsheim

Radierung von A. Leuze

Linde

Von Friedrich Alfred Schmid Noerr

Vor siebeneinhalb Jahrhunderten sang Herr Walther von der Vogelweide:

Unter der Linden
an der Heide
da unser zweier Bette was
da möget ihr finden
schön schön beide
gebrochen Blumen und das Gras
vor dem Walde in einem Tal ---

Das war zu einer Zeit gewesen, da gab es in Deutschland noch Lindenwälder: gewiß ein herrlicher Anblick, ein Schwelgen in Duft und goldgrün durchlichteten Schatten. Der Lindenwald ist bald hernach bei uns verschwunden. Ja, fast wäre die Linde wohl völliger Ausrottung anheimgefallen, hätte sie nicht jene denkwürdige Wandlung aus einem Waldbaum in einen Feld-, Dorf- und Stadtbaum durchgemacht, ähnlich, wie in unseren Tagen die scheue Waldamsel zum Garten- und Straßenvogel unserer Städte geworden ist. Dieser Umsiedelung der Linde verdanken wir nicht nur ihren Fortbestand, sondern auch das Fortleben einer einzigartigen Verbundenheit von Baumwesen und Seelentum. Die Linde hörte auf, ein Waldgemeinschaftsbaum zu sein, um als Einzelbaum zu einem heiligen Hutbaum menschlicher Gemeinschaften zu werden.

Freilich warnt vor Überschätzung des Volksempfindens gerade das Beispiel der Linde. Einer Mythologie der Nützlichkeit ist zu mißtrauen. Je größer der Nutzen, desto geringer die Scheu des instinktgetriebenen Menschen, sich technischer Vorteile so rücksichtslos als nur möglich zu bedienen. Die Linde bot verdoppelten Anlaß zu rücksichtsloser Raubwirtschaft: einmal gehört sie zum „tauben Holz“, das will sagen: die Linde ist kein Fruchtbaum. Ihr Waldnutzwert ist gering. Zum andern jedoch waren Lindenbast und Lindenholz allezeit hochbegehrt zu Flecht- und Webwerk wie zu Schild- und Hausgerät. Lindenbast ersetzte armen Leuten einst den pflegempfindlichen Lein; das dichte, dauerhafte, aber weiche, daher leicht bearbeitbare Holz ist ein unübertrefflicher Werkstoff in der Hand des Schreiners, Drechslers und Bildschnitzers.

Darüber hinaus freilich ist der wunderbare Baum reich an Geheimnissen. Schon der Name der Linde birgt ein sprachliches Geheimnis. Der Ursprung des Wortes ist umstritten. „Lind“ und „Lint“ sind schwer

unterscheidbare Sprachwurzeln. „Lind“ heißt nicht nur der Baum, sondern auch der Schild, auch die Bastbinde wird „Lind“ genannt. Das könnte, als Bezeichnung des Teils für das Ganze, noch hingehen. „Lind“ bedeutet indessen soviel wie weich, geschmeidig, nachgiebig; nach Grimm ferner auch: glänzend, von Schönheit schimmernd. Schlangen und Frauen sind „lind“ genannt, wo sie in Bewegtheit aufleuchten. Es ist ein Eigenschaftswort, das auch auf die als weiblich gefühlte Linde in manchem Betracht zuzutreffen scheint. Jedoch wird als Lind(t) eben auch das urtümliche Schlangen- und Drachenwesen angesprochen. Der Lindwurm ist der Drache der Sage, er wird auch Lintdrache genannt, wobei „Wurm“ und „Drache“ an dem sinn gleichen Wort „Lind“(t) erläuternd hinzugefügt erscheint, weil die alte Bedeutung des Wortes Lind (oder Lint) längst vergessen ist. Nun aber ist es seltsam: der Lintdrache Fafner der gemeingermanischen Mythe liegt bei oder unter einer Linde im Wald. Fafner aber ist der Mensch in Wurm-Gestalt. Er ist ein Drachmensch, also ein nächster Verwandter aller der Schlangen- und Drachmenschen grauesten Altertums: der schlangenfüßigen Giganten und der vorderasiatischen Ursaurier wie auch jener urweisen Drachensdmschen, wie einer von ihnen nach der Sintflut aus dem Meere stieg, um die neue Menschheit die alte Weisheit zu lehren. Es sind also urälteste Menschheitserinnerungen mit dem „Lint“ verknüpft, der unter der Linde haust, im „Wurmbett“, und dort die Schätze der Vorzeit bewacht.

Siegfried, ein mythischer Urverwandter der schwanengeflügelten Valkyria Sieglind, des „weisen Meerweibes“, der drachenentsprossenen, daher noch „lind“ genannten Urwelttochter, tötet den horngepanzerten Lindwurm Fafner. Dessen Blut macht ihn „fest“, aber ein Lindenblatt flattert vom Drachenbaum, klebt ihm am Rücken und hindert dort den Zutritt des Drachenblutes zur Menschenhaut. Die Linde macht also insgeheim gemeinsame Sache mit ihrem Wurzelbewohner und rächt ihn an seinem Besieger. Der „hürnen Seyfried“ bleibt an der Schulter verwundbar und erliegt so dem grimmigen Hagen. Das geschah am Rhein, unweit der Lintburg, die heute noch die Limburg heißt. Ist sonach die Linde nicht der eigentliche Schlangenbaum der Urzeit? Das wäre tief-sinnig genug. Denn ältester Volksglaube verbindet mit dem Schlangenwesen das Urwesen der Menschen-

seele. Die Seelen der Toten steigen aus den Gräbern in Gestalt unterirdisch lebender Tiere: als Seelenschlangen, Seelenmäuse, Seelenkröten. Sie gelten deshalb den Lebenden als heilige Tiere und das Volksmärchen hat sie zu seinen Lieblingen gemacht. Die Gräber der Ahnen sind nicht selten mit Linden bepflanzt worden. So hat sich die Linde seit alters als der urtümliche Seelenbaum ausgewiesen, und zwar in doppelter Hinsicht: einmal als Grabhüterin, sodann als Wurzelwohnstatt der urzeitlichen Seelentiere, insbesondere der Schlangen und Schleichen, die zwischen Türschwelle und Hoflinde ihren Schlupf haben. Aus Fafner, dem weisen Urweltdrachen, ist im Zeitenlauf die kluge Hausotter, die Krönleinsnatter, die zutrauliche Ringelnatter geworden, und aus dem die Drachenschätze hütenden Lindenbaum wurde die mütterlich bewahrende Hof- und Dorflinde sippischen Gemeinschaftsgefühls.

Aber solcher Wandel der Zusammenhänge hat nichts geändert am ursprünglichen Wesensgeheimnis der Linde, Seelenbaum zu sein. Aus diesem Grunde ist die Linde für das deutsche Volk einstmals geradezu „der Baum“ schlechthin gewesen. Er war es zumindest in dem Sinne, daß in der Linde sich alle Urbeziehungen zwischen Mensch und Baum restlos typisiert dargestellt haben. Alles, was vom Seelentum der Bäume, was von Strahlung und mit ihr sich kreuzender Gegenstrahlung menschlichen Seelentums gesagt werden konnte, das kam in den Begegnungen des Volkes mit der Linde zu Wort, Gesang, frohem wie feierlichem Ausdruck. Die Linde scheint von Urzeit her dazu bestimmt, der eigentliche Menschenbaum zu werden. In der Hof-, Haus-, Burg-, Kapellen-, Gedenk-, Friedhofs- und Dorflinde verkörpert sich nach allen Seiten des geselligen Lebens hin Glück und Unheilabwehr, Liebesgeschick und Ende der engeren wie der weiteren Menschengemeinschaft. Das Leben dieses Baumes ist zeitlich in der Tat nahezu unbegrenzt. Die Linde gleicht auch hierin der menschlichen Sippe. Sie ist der wahre Ahnenbaum ihrer eigenen Art im Kreis ihrer zahllosen Stockausschläge. Aus der unerschöpflichen Saftquelle einer einzigen Linde kann im Lauf der Jahrhunderte ein ganzer Lindenhain erwachsen. Die Linde auf dem Hügel von Weihestephan, die der heilige Corbinianus um das Jahr 720 gepflanzt haben soll, galt als der Schicksalsbaum von Freising. Als nun in der Nacht auf den Ostersonntag des Jahres 1865 der zerspaltene Hauptstamm der Corbinianslinde Feuer fing und der Baum ausbrannte, waren Erregung und Furcht in der Bevölkerung groß. Aber das Wunder geschah: noch im selben Jahr schlug der verbrannte Stock neu aus.

Ähnliches von der Unverwüstlichkeit der Linden wird auch von anderwärts berichtet. Die Tassilo-Linde von Wessobrunn, der man ein noch höheres Alter zuspricht, hat mehr als einmal die Wahrheit so zähen Lebens bestätigt, da in ihrem hohlen, rauchgeschwärzten Innern Zigeuner, Wanderburschen und spielende Kinder ihre Lagerfeuer unterhalten haben. Angesichts solcher Lebenskraft und Lebensdauer der Linde lag es nahe, daß manch ein kühnes Geschlecht und manches Gemeinwesen den glückhaften Fortbestand an das Gedeihen einer Haus-, Burg- oder Landeslinde gläubig stolz geknüpft hat. Von mehr als einer Schloßlinde wird die Sage der feindlichen Brüder erzählt: Sie berichtet von dem großen Gesetz des kosmischen Ausgleichs zwischen Aufstieg und Abstieg scheinbar selbst feindlich getrennter Bereiche des Lebens unter dem Walten geheimer Schaffenskräfte. Das Gleichnis der unverwüstlichen Schößlingslinde wird hier zum vollkommenen Spiegelbilde des tieferen Gleichnisses von der Gerechtigkeit aller Daseinsordnung, die das natürliche Leben unlösbar mit dem sittlichen verflucht und Schuld wie sonstiges Unheil an das Verdorren, Sühne und Verdienst an das erneute Blühen der Welt knüpft. Was von der Sippenlinde gilt und in Sagen mannigfacher Art jahrtausendlang die Einbildungskraft des Volkes bewegte, das trifft mit gleicher Sicherheit des seelischen Tiefblicks auch dort auf mythischen Wahrheitskern, wo man sich vom Schicksal solcher Bäume erzählt, die als Gedenklinden, Malbäume oder Stiftsbäume über einer ganzen Landschaft stehen.

So durchgehend der Sagengedanke ist von der Bindung des enger oder weiter gespannten Sippenglücks an das Gedeihen der Hof- und Heimatlinde, so bemerkenswert ist auch die Weiterverbreitung des Märchenbildes von der in das Elsternkleid eingebannten, naturgöttlichen Ordnungsmacht, die das Gestörte und Entartete menschlicher Geschlechter früher oder später wieder ins gleiche bringen. Das schwarzweiße Elsterngewand ist wohl uraltes Gleichnis für den mit Tag und Nacht wohlthätig wechselnden Rhythmus des Lebens, für den menschlichen Teil jener „*harmonices mundi*“, die den Kosmos tönen machen. Über sie wacht die Urmutter. In scheinbar völlig anderem Zusammenhang und in getrennten Bezügen begegnet immer wieder diese mythisch deutungsreiche Zusammengehörigkeit von Linde und zweifarbiger Elster, oder genauer: diese heilige Gemeinsamkeit jenes mütterlichen Wächtertums der Linde mit den verteilten Mächten des kosmischen Umschwungs von Tag und Nacht, von Sommer und Winter als Ausdruck unverbrüchlicher, naturseelisch erfahrener Lebensgesetz-

lichkeit. Tief ins Dunkel der Glaubensvorzeit gerückt reichen ja die Erinnerungen an heilige Bäume. Unter ihnen aber behauptet die Linde den ersten Rang, wo es sich um die Verehrung von Muttergottheiten handelt. Solche Linden beschatteten deshalb auch heute noch allenthalben die meist zu Wallfahrtskirchen gewordenen Marienheiligtümer. Zu ihnen gehören auch die beiden „heiligen Baumburgen“ zu Nauders in Tirol und bei Trostberg in Bayern. Von beiden erzählt sich das Volk, daß dort einst drei Jungfrauen gewohnt haben, die eine weiß, die zweite schwarz, die dritte weiß und schwarz gekleidet, als trage sie ein Elsterngewand. Und heute noch können unter der Baumburg Hinwandernde erleben, daß ihnen von hoch oben herab die drei verwünschten Fräulein unter der uralten Linde hervorwinken, damit er heraufkomme und sie durch Hebung des unermesslichen Schatzes, der unter dem Lindenbaum versunken liegt, erlöse. Diese drei Jungfrauen, von der Kirche als die heiligen Ainbet, Wilbet und Barbet, wenn auch nur zögernd in ihren Heiligenkatalog aufgenommen, sind in Wahrheit die drei Urmütter, die weiße „Frau Sonne“, die dunkle „Mondfrau“ und die elsternscheckige „Erdmutter“, die mit Tag und Nacht das Leben ihrer Geschöpfe abwechselnd segnet und behütet in dem gleichsam musikalischen Hoch und Tief, hörbar im Umschwung der Gestirne. Von diesen drei Bet(h)en unter der Linde singt noch immer das Volkslied:

Da droben auf jenem Berge,
da stehet ein goldenes Haus,
da schauen wohl alle Frühmorgen
drei schöne Jungfrauen heraus.

Man darf wohl mit Fug sagen, daß die Linde unter christlicher Glaubenspflege an Würde und Weihe nur zugenommen, und zwar so entschieden gewonnen hat, daß sie, schon um ihrer tieferen Märchenhaftigkeit willen und ihrer weiblichen Einschmiegsamkeit wegen Eiche und Esche aus der Pflugschaft der Volkseele verdrängt hat. Mit dem Aufgang des Christentums ward alsbald auch „Frau Linde“ zu „Unserer Lieben Frauen Baum“. Die Siedlungsgemeinschaft zwischen Linde und Marienkirche ist offenkundig. Oft ist da schwer zu unterscheiden, ob es sich mehr um die ursprüngliche Verehrung einer wundertätigen Götterlinde handelt, die nachträglich zum Muttergottesbaum geweiht wurde, oder um eine Kultstätte der Marienverehrung. Jedenfalls ist von der Vernichtung altheiliger Linden durch die christlichen Glaubensboten so gut wie nichts im Gedächtnis des Volkes haften geblieben. Die Linde ging allenthalben, mild von Wesen, segensbringend von Wirkung,

leicht und widerspruchslos in den kirchlichen Legendenkreis und in das christliche Brauchtum des Volkes ein. Fast mag es deshalb gleichgültig scheinen, ob und wo die Lindenverehrung der Marienverehrung vorausging, oder aus ihr sich entfaltete. Denn im Holzbildwerk, das „Unsere Liebe Frau“ auf dem Hochaltar der Kirche darstellte, war in jedem Fall auch die Linde mit ihrem Holz gegenwärtig. Und so steckt, gleichsam von Natur, in jeder Linde ein Marienschnitzbild. Das ist auch ein Stück vom Seelenbaum des Volkes, ein Stück von „Unserer Lieben Frau Linde“. Recht sinnig spinnt aus dem Innewerden solchen Zusammenspiels von Lindenverehrung und Marienkult die gemüthafte Einbildungskraft unseres Volkes diese alte Legende:

Einst stand nahe bei Rastenburg im alten Slawenland auf einem Weihehügel eine heilige Linde der Heiden. Das Heiligtum wurde zerstört. Die Linde aber wurde verschont, denn ein Bienenschwarm fiel zornig über die Holzknechte her, die zu der frommen Freveltat ausgesandt waren. Die Bienen sind ja des Heilands und seiner lieben Mutter Boten. Deswegen entliefen die Knechte mit Schrecken, zeigten das Wunder an und es geschah hinfort dem Frauenbaum nichts mehr zuleide. Er grünte so fort. Das scheu gewordene Volk mied den Heidenhügel. Zuletzt stand die Linde so gut wie vergessen.

Nach langer Zeit begab es sich, daß zu Rastenburg auf der Vogtei ein Handwerksbursche gefangensaß, seines Zeichens ein Steinmetzgeselle, ein junges Blut. Der hatte um geringer Missetat willen auf den harten Spruch peinlichen Halsgerichts hier sein Leben verwirkt. Aber bei der Gottesmutter blieb sein Seufzen zu ihr nicht ungehört. Einen Tag vor seiner letzten Stunde erhellte ihr Erscheinen sein dunkles Verlies. Sie trug in der Hand einen Lindenzweig, und sie neigte sich und sprach zu ihm: Verwichen riß ein Sturm dieses Holz von der verlassenen Linde droben am Berg. Es täte mir leid, wenn der Baum verkäme. Du hast ja auf Erden keine anderen wichtigen Geschäfte mehr zu versäumen. Mein Anliegen ist, schnitze mir doch aus dem Holz, was dir gefällt. Ich weiß, du wirst es vollenden. Hernach wär' mirs lieb, du setztest dein Schnitzwerk auf meinen Lindenbaum, daß er nicht mehr gar so verlassen im Winde steht. Die Straße zum Hochgericht führt ja ohnehin drunter vorbei. Den Umweg wird man dir gönnen. Mit so verhauchenden Worten verschwand die Gottesmutter vor den Augen des Gefangenen. Auf der Armsünderbank aber lagen säuberlich Messer und Geißfuß, wie sie der Bildschnitzer braucht. Da fühlte er nichts mehr von seiner Angst und es drang ihn

vom Herzen her zu den Fingerspitzen hinein ein warmes Verlangen, das Bild Unserer Lieben Frau aus dem schmalen Bruchholz herauszuholen, wie er sie noch soeben geschaut hatte: holdselig lächelnd. Zwar war er von seinem Gewerbe her an gröbere Arbeit gewöhnt. Aber kaum hatte er das Bild, das er meinte, in seiner Seele bedacht, da lief ihm auch schon das Messer schier wie von selbst um das Holz, das wuchs ihm unter den Händen nach seinem Bedarf. Das Schnitzmesser aber spante, und der Stichel grub, und das Schabeisen glättete, daß die Hand dem zügigen Schnitt kaum zu folgen vermochte. Und noch in der Nacht vollendete er das zierliche Werk. Am frühen Morgen ward das Wunder der Nacht offenbar. Der Rat zu Rastenburg wollte dem Befehl der Gottesmutter gehorsamen. Da staunten die Ratsherren über das einzigartige, köstliche Meisterstück ihres Gefangenen und steckten die Köpfe zusammen. Endlich beschlossen sie, dem Willen Unserer Lieben Frau Punkt für Punkt zu genügen. So zog denn der Hohe Rat samt vollzähliger Geistlichkeit in großem Ornat und mit dem vom Halsstrick gehaltenen Gnadenbildschnitzer an der Spitze, geleitet von Standarten und Choralbläsern und nachdrängendem Volk gemeinsam den Weg zum Galgen. Unter dem Lindenhügel bog der Zug ab und nahm den Umweg hinauf zu dem neuerkorenen Muttergottesbaum. Und der arme Sünder befestigte mit eigener Hand das neue Heiltum im Lindengeäst. Sodann geleiteten Obrigkeit, Priesterschaft und Volksmenge den auserkorenen Steinmetzgesellen zum Hochgericht, woselbst die Richter zusammentraten, einen feierlichen Freispruch taten und den Hals des Opfers ihrer Gerechtigkeit des Strickes erledigten. Und unter Trommel- und Trompetenschall verkündigten die Ratsboten des Hohen Rates zu Rastenburg: daß der von Unserer Lieben Frau in der Linde selbst auserlesene Schnitzkünstler ihres gewiß bald als wundertätig sich erweisen werdenden Bildes eingeladen sei, sich als Meister und Zunftgenos, sonder aller Sportel und Gebühr, in der Stadt Rastenburg ehrlich zu setzen.

Die frauliche Natur der Linde hat übrigens im Eichbaum ihre männliche Entsprechung, wie sonst Esche und Erle als mythisches Bäumepaar gelten. Aber die Weiblichkeit der Linde unterscheidet sich doch scharf von der weiblichen Seelenhaftigkeit jener mädchen gleichen, oft auch hexenhaft veranlagten Baumwesen, die ein mehr oder minder leichtlebigeres Verhalten zeigen. Es ist der Geist behütender Mütterlichkeit, der jeder Anhauch des Spukhaften fernbleibt. Wo deshalb die vorchristliche Lindenverehrung mit den christlichen Glaubensansprüchen zusammenstieß,

da schied sich der Weg der mütterlichen Linde meist ohne Zögern von dem der trotzigigen Eiche und der dämonischen Esche und Erle. Die Eiche verfiel dem Teufel und dem christlichen Beil. Die Linde nahm ein Muttergottesbild in ihrem grünen Mantel auf und wurde zum Marienbaum. Nur selten einmal vergriff sich der Bekehrungseifer auch an einer altheiligen Linde. Die Linde als älteste Drachenschatzhüterin bleibt aber lediglich Schauplatz, sie wird niemals eigentlich Teilnehmerin an Spuk oder Zauber. So mögen sich unter ihr wohl gelegentlich auch die Hexen versammeln, wie unter der uralten Linde auf dem Wörth im Staffelsee, unter der schon Bonifatius gepredigt und getauft haben soll. Oder es gehen Geschichten im Volk um wie diese:

Bei Straßberg im Harz steht eine hohle Linde. Unter ihr ist eine tiefe Grube. Man steigt durch das Innere der Linde zu ihr hinab. In der Höhle liegt ein Schatz vergraben. Man muß ihn aber schweigend heben. Drei Männer stiegen durch die Linde hinab und gruben schweigsam, bis ihnen die Schatzkiste entgegenschimmerte. Da wimmelte es auf einmal von vielen, fratzenhaften Geistern, die berieten unter sich, welchen von den dreien sie als Opfer haben wollten. Eins der Gespenster wiederholte immer: „den Rotlatz! den Rotlatz!“ Da schrie der eine Schatzgräber, der einen roten Latz anhatte: „Mich nicht, nehmt euch einen anderen!“ Da war mit einem Schlag der Schatz samt den Geistern verschwunden und die drei Männer tappten im Finstern. Sie fanden den Aufstieg in die hohle Linde erst am Morgen wieder, und ihr Haar war weiß geworden in dieser Schreckensnacht.

Selbst der Umstand, daß die Linde seit grauer Vorzeit Malbaum, also Gräberbaum ist, macht sie nicht unheimlich, sondern verleiht ihr nur vermehrte Heimlichkeit. Zwar sagt man von der Friedhofslinde, daß sie sich mit weit und tief in die Gräber langenden Wurzeln von den Toten ernähre und daß sie die Grüfte leersauge. Aber im sanften Grün ihrer Blätter, im süßen Duft ihrer Wipfel verklärt sich auch die Blutnahrung ihrer Wurzeln zu der nur noch enger empfundenen Blut- und Seelengemeinschaft mit dem Menschengeschlecht. Aus einem so durchaus lebensinnigen, alles Gespenstige auch von der Totenlinde abwehrenden Zugehörigkeitsgefühl der Volksseele zur Lindenseele erblühen solche Sagen wie die von der Blutlinde auf Burg Frauenstein:

Ein Fräulein von Frauenstein liebte einen Dienstmann ihres stolzen Vaters. Sie sah ihren Freund oftmals heimlich zur Dämmerstunde, wenn sie sich außer-

halb des Zwingers erging. Dann huschte sie durch ein verschwiegenes Pförtchen auf eine verwinkelte Bastei, die zwischen Rasen und Gebüsch eine schöne Aussichtsbank barg. Dort kosten die Liebenden einen Sommer lang ungestört. Aber einmal überraschte sie der aufgehende Vollmond. Der schwarze Schattenriß ihres zärtlichen Beisammenseins stand so deutlich vor der gelben Scheibe, daß das Behagen des Frauensteiners, der vom Söller aus den prächtigen Mondaufgang zu genießen gedachte, jählings in Staunen und Wut umschlug. Er eilte gewaffnet zur Bastei, überraschte die unachtsam ineinander Versunkenen und erdoldchte unverweilt den Freund. Da kniete das junge Weib bei dem leblosen Körper nieder und brach in der Verwirrung einen Lindenzweig, meinend, damit die Wunde stillen zu können. Doch als all ihr Bemühen sich als vergeblich erwies, steckte sie den Lindenzweig durch die Blutlache hindurch in die Erde, als wie zum Wächter dieser Mordtat, und zum Friedenszeichen für die Seele des Erschlagenen.

Jener Lindenschöß aber schlug bald Wurzel in dem Blutboden und wurde zu einem starken Baum. Als der Herr von Frauenstein aus dem Getuschel des Volkes erfuhr, daß auf seinem Grund und Boden ein Malbaum erwuchs, befahl er seinen Leuten, die Linde zu fällen. Doch bald meldeten ihm die erschrockenen Knechte, daß bei jedem Schnitt in das Gezweig der Linde Blut aus ihr fließe, ja daß jedes einzelne, abgerissene Blatt blute, daß also keiner der Leute den Hieb ins Leben des Baumes wage. Der Frauensteiner überzeugte sich selbst von dem Wunder der Blutlinde. Ihn schauderte und er ließ schweigend die Hände von ihr.

Von dieser innigen Lebensgemeinschaft der Linde mit dem Volksleben in Freud und Leid ein ganzes Dutzend von Patronaten der Linde aufzuzählen, ist nicht schwer. Die Dorflinde wahrte unverwüstliche Würde. Als Gerichtslinde war sie stets Hüterin der Ahnensippe. Aber im Wandel der Zeiten wurde die Dorflinde endlich zur freundlichen, Schatten spendenden, Friede und Freude um sich versammelnden Beschützerin von Kinderspiel und Jungvolktanz, von Bürgerberatung und Abendgespräch. Die Linde auf dem Dorfplatz ist zum weltheiligen Widerpart des geistlichen Ortsheiligtums der Friedhofkirche geworden. Dorflinde und Friedhofslinde grüßen sich schwesterlich über die Dächer der Bauernhöfe hinweg. Als Gedenkbaum des bürgerlichen Friedens ist die Linde nach schweren Kriegszeiten zum Volksbaum des Gedenkens geworden. Und selbst dort, wo inzwischen ein Baum anderer Art, etwa ein Nußbaum ihre Stelle einnimmt, oder neuerdings sogar ein Fremdling wie

die Akazie oder ein Kastanienbaum, da heißt mans dennoch „Zur Linde“. Manches Bauerngeschlecht, das sich im Besitz eines solchen Geschlechterbaumes wußte, hat sich diesen Baumnamen mit Stolz zum Familiennamen erwählt und nannte sich „Zurlinden“.

Die Pflege der Gemeindelinde ist heiliges Amt. Es kann an Heiligkeit verglichen werden mit Hut und Ehrung des Herdfeuers. Feuer und Linde dürfen nicht beleidigt werden. Die Linde rächt sich zwar nicht aus eigendämonischen Kräften für Beleidigung oder Verwahrlosung. Aber sie wird gerächt von jenen oberen Mächten, die, wie die „Drei Ewigen“ über die volkstümliche Heiligkeit des Lindenbaumes wachen. Die Linde ist ja der Friedensbaum schlechthin. Man könnte sie die deutsche Palme nennen. Lindenzweige sind wie Palmzweige am Palmsonntag Sinnbilder der Ewigkeit. Als Teile des Frauenbaumes sind sie zugleich Sinnbilder eines weiblich geschichtsfremden Seelentums. Hier verdeutlicht sich noch einmal die Gegensatzhaltung des Lindenwesens zum Eichenwesen: Eichenzweige sind Herausforderungszeichen des kriegerischen Männerbaumes und des ihm einwohnenden Kampfgeistes. Das Glück der Volksgemeinschaft aber wohnt in der Linde, das Gedenken der Ahnen im zeitlosen Frieden der Vergangenheit und die Wahrung friedebringenden Geschehens ist ihr anvertraut. Dörfer und Städte gibt es, die von sich bekennen, daß sie in all ihrer Statlichkeit bei einer Linde liegen wie andere Orte an einem Fluß oder Berg, denn die Nachbarschaft der Linde ist immer gesegnet. Zwar übt sie keinerlei Zauber, aber von fremdher andringende Bezauberung macht sie unschädlich. Ausdruck dafür ist die Heilkraft der Lindenblüte. Sie nimmt das Fieber aus dem Blut. Das Fieber denkt sich der Volksglaube als angehext oder selbst als spukhaftes Wesen. Die Abwehrkraft der Linde wird seiner im Lindenblütentee Herr. Der Fieberdämon flieht den Lindenduft, der die Herrgottsvögelein, die Bienen, so heilsam anzieht, denn der Lindenhonig enthält den gespeicherten Lindensegnen. Man könnte da fast von einer Mythologie der Lindenblüte und des Lindenhonigs sprechen.

Der Zweiklang: Linde als Lebensmutter und Linde als Marienbaum wird zum Dreiklang durch die Linde als Hüterin heiliger Quellen und Brunnen. Diese sind ja die Spenderinnen des Lebenswassers. Der Wasserhunger der Linde, der freilich stehende Gewässer im allgemeinen meidet, läßt den Lindenbaum über den Brunnenstuben besonders wohl gedeihen. So wurde die Linde endlich auch zum lebensbeschützenden Brunnenbaum. Als Hüterin über dem Lebens-

wasser steht sie überall gerne, wo der Dorfbrunnen sprudelt.

„Lindenbrunn“ müßte, so meint man, der Ort wie so mancher geheißten haben, bei welchem Herr Walther von der Vogelweide singt:

Bei dem Brunnen stand ein Baum,
da gesach ich einen Traum:
ich war von der Sonnen
gegangen zu dem Bronnen
bei der lieben Linden
kühlen Schatten zu finden.

Von mehr als einer Marienlinde, zu deren Füßen ein Quellwasser entspringt, gilt, daß sie die wohltätige Spende des trinkbaren Wassers mit Heilkräften durchsegnet. Und es wird von einer solchen ähnlichen erzählt, wie von der Corbinianslinde bei Weihenstephan: die Quelle, die unter ihren Wurzeln hervorkam, hatte solche Heilkraft. Glieder- und Augenranke kamen und wuschen sich ihre Leiden in ihr ab. Aber als man anfang, das Wasser in Flaschen ab-

zufangen und zu verkaufen, da versiegte der Quell und das bezahlte Wasser verlor seine Kraft.

Wo der städtische Brunnenplatz sich weitet, da ist er seit alters von Linden umsäumt, und vielerorts führt der heimliche Ort den Namen „Unterlinden“. Der Lebens- und Geschlechterbaum ist eben auch an den Lebens- und Geschlechterquell, an den „Kindlesbrunn“, für deutsches Volksempfinden unablässig gebunden. Am Brunnen unter der Linde träumt Liebe von Liebe, von Heimatglück und stillem Hausfrieden. Davon sang noch gestern der Wanderbursche, wenn er in die Fremde zog:

Am Brunnen vor dem Tore
da steht ein Lindenbaum,
ich träumt in seinem Schatten
so manchen süßen Traum.

Mit dem Abdruck dieses Beitrags grüßen und ehren wir unseren schwäbischen Landsmann, den Dichterphilosophen Friedrich Alfred Schmid Noerr, zur Vollendung seines 90. Lebensjahres am 30. Juli 1967 mit aufrichtigen Wünschen für sein weiteres Schaffen.

Was uns beschäftigt - was uns angeht

Das Blautal macht von sich reden

In dem seit mehr als 10 Jahren unter Landschaftsschutz gestellten Teil des Blautales oberhalb Herrlingen sind wassertechnische Änderungen beabsichtigt, welche sicher nicht ohne Einfluß auf die hübsche Tallandschaft bleiben werden. Da die zuständigen Stellen, die über solche Landschaften zu wachen und bei allen Veränderungen wenigstens gutachtlich mitzusprechen haben, offenbar nicht ausreichend unterrichtet wurden, erschien es notwendig, die Tagespresse zu bemühen und wir sind der „Stuttgarter Zeitung“ dankbar, daß sie am 17. 3. eine Zuschrift des Schwäbischen Heimatbundes mit dem folgenden Wortlaut ungekürzt veröffentlicht hat.

Dem lieblichen Blautal droht Gefahr

Gewässerkorrektur im
Landschaftsschutzgebiet -
Zuschrift des Schwäbischen
Heimatbundes

Von dem Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes, Oberbaurat i. R. Walter Kittel, erhalten wir die folgende Zuschrift. (Die Red.)

Aus Ulmer Kreisen, die am Naturschutz und an der Heimatpflege verantwortungsvoll Anteil nehmen, hören wir, daß man sich dort in großer Sorge um ein stadtnahes Erholungsgebiet befindet, das sich bis heute noch viel von seiner Ursprünglichkeit bewahrt hat. Im Blautal soll angeblich schon in nächster Zeit der erste Abschnitt einer durchgreifenden Gewässerkorrektur begonnen werden. Dabei ist das Blautal durch Verordnung vom 15. Januar 1954 als Landschaftsschutzgebiet ausgewiesen, damit seine besondere landschaftliche Schönheit und Eigenart für die Allgemeinheit erhalten bleibe. In der Beschreibung zu der damaligen Verordnung ist aus-

drücklich bemerkt: „Der Blaulauf ist in seinen alten Schlingen erhalten.“ Gerade diese Tatsache hat also offenbar bei der Unterschutzstellung eine Rolle gespielt.

Was soll der Landschaftsschutz nun noch bedeuten, wenn dem Flußtal eben diese Eigenart genommen wird? Das Fließchen, das sich in wechselnder Breite und Tiefe, hübsch bewachsen, durch die Wiesen schlängelt, würde durch die Korrektur in ein gleich breites, in der Hauptsache gleichförmig gezogenes Bett gezwängt, dem man die Künstlichkeit auf jedem Meter ansehen würde, auch wenn die Böschungen etwas begrünt würden. Die Höhenlage des Wassers würde zudem verändert, womit sich die Grundwasserverhältnisse und zwangsläufig auch die Lebensbedingungen für die Pflanzen- und Tierwelt grundlegend verwandeln. Hierfür gibt es der warnenden Beispiele genug, wenn auch die

ausführenden Behörden immer wieder begütigend versichern, es würde alles wieder so schön hergerichtet wie zuvor.

Soweit der Bund für Vogelschutz berührt ist, wird er gewiß gegen die teilweise Inanspruchnahme der ihm gehörenden Flächen im Arnegger Ried Einspruch erheben; namentlich weil durch das Senken des Grundwasserspiegels der Riedcharakter als solcher beeinträchtigt wird. Aber auch die anderen Gremien und Vereine, welche sich für die Landschaft verantwortlich fühlen, dürfen nicht stumm zusehen und abwarten, bis eine solche „Korrektur“ neue Schwächen zeigt. (Spüren wir vielleicht einmal, welche Überheblichkeit in dem Wort „Korrektur“ liegt? Offenbar hat es die Natur falsch gemacht, daß wir selbstbewußt ihren Schulmeister und Korrektor spielen müssen, der Zeugnisse ausstellt und es viel besser weiß als sie!)

Wiegen die Vorteile so schwer, daß man die reizvolle und naturnahe Unberührtheit des Tales opfern darf? Man wird diese Frage zweimal prüfen müssen. Einige Wiesen sollen vor der Überflutung geschützt werden. Wer weiß, wie lang sie dann wirklich gepflegt und ob sie nicht bald als uninteressant mit Pappeln überpflanzt werden? Dann wäre der Erfolg erst recht negativ für die Landschaft. Das möglichst rasche Ableiten des Niederschlags- und Quellwassers erhöht erfahrungsgemäß die Gefahr der Überschwemmungen im Unterlauf solcher Verbesserungen, so daß zur „Verbesserung der Verbesserung“ Staubecken und Auffangdämme notwendig werden. Deshalb unser Wunsch: *man verschone das Blautal* zwischen Blaubeuren und Herrlingen mit solchen Maßnahmen! Ist erst einmal angefangen, so verlangt ein Schritt den nächsten, und dann ist es zum Protest zu spät.

Wir möchten sehr hoffen, daß auch die *Stadt Ulm*, zu deren bevorzugten stadtnahen Erholungs- und Wandergebieten das Blautal und

die umgebenden Höhen gehören, bei den zuständigen Stellen in diesem Sinn vorstellig wird. Nur knapp 8 Kilometer außerhalb der Stadtmitte beginnen ja schon die schönsten Talpartien. Sie gehören zwar nicht mehr zum Stadtgebiet, aber in solchen Fragen muß man über die Gemeindegrenzen hinüberdenken. Der Schwäbische Heimatbund macht sich gerne zum Anwalt dieser berechtigten Forderung, um so mehr, als man ihm keine eigennützigen Privatinteressen vorwerfen kann.

Die Aussprache in der breiten Öffentlichkeit, die dadurch in Gang kam, hat gezeigt, wie stark das Interesse daran ist, daß alle wirklich *unvermeidlichen* Änderungen sorgfältig mit fachlich geschulten Kräften der Landschaftspflege abgestimmt werden und alle *vermeidbaren* unterbleiben, selbst wenn kleine Erschwernisse der Entkrautung oder dergleichen in Kauf genommen werden müßten. Gleichzeitig mit einer beschwichtigenden Gegenäußerung der Wasserwirtschaft aus der Feder von Dipl.-Ing. K. Richter (Stg. Z. vom 29. 3.) brachte nämlich das Ulmer Tagblatt auf seiner Seite „Rechts und links der Donau“ die Mitteilung, daß Oberbürgermeister Dr. h. c. Pfizer namens der Stadt Ulm und der Planungsgemeinschaft Donau-Iller-Blau unmißverständlich zu verstehen gegeben habe, daß Ulm in dieser Angelegenheit keineswegs nur „Gewehr bei Fuß“ zu stehen gedanke. Das Blautal sei durch verschiedene Eingriffe bereits geschändet genug.

Inzwischen waren auch der Schwäbische Albverein und die Gemeinderatsfraktion der Freien Wählergemeinschaft (FWG) des Ulmer Gemeinderats mit Protesten auf den Plan getreten, worüber die Schwäbische Donauzeitung schon am 25. 3. ausführlich berichtet hatte. Neben der Feststellung, daß das Blautal seit eh und je Erholungsgebiet vor allem für die Bewohner von Ulm und Neu-Ulm sei, entnehmen wir diesem Bericht, dem auch ein reizvoller Blick vom Nägelesfelsen ins Blautal bei-

gegeben war, noch folgende sachliche Angabe über das Projekt: „Die rund fünf Schleifen des Flusses will man beseitigen, um die Blau in einem großen Bogen zu führen. Damit würde der Flußlauf um rund 560 m gekürzt.“ ... „Der Mühlkanal samt Unterkanal und das alte Flußbett werden nach dem erfolgten Ausbau zugeschüttet.“ Wenn man dies liest, klingt die Mitteilung von Herrn Dipl.-Ing. Richter (s. o.), man bezwecke „lediglich Wiederherstellung des natürlichen Zustandes an der Blau“, nicht überzeugend.

Die Schwäbische Donauzeitung bringt anschließend die ausführliche Stellungnahme des Donau-Blau-Gaues des Schwäbischen Albvereins. Wir können ihr Wort für Wort zustimmen. Diesem Verein wird niemand den Vorwurf machen können, er sei zu weit weg vom Blautal, wie man es dem Unterzeichneten als Stuttgarter angekreidet hat. Erfreulicherweise haben sich auch die „Naturfreunde“, der „Bund für Vogelschutz“ und die SPD-Fraktion des Gemeinderates mit Bedenken und Anständen zu Wort gemeldet.

Nachdem sich nun das Regierungspräsidium mit Herrn Regierungspräsident Dr. Schöneck persönlich durch Besprechungen mit allen Beteiligten und durch örtliche Besichtigungen eingeschaltet hat, können wir hoffen und erwarten, daß eine neue, bessere Lösung gefunden wird, welche unsere Bedenken zerstreut. Man macht sich hoffentlich die Sache nicht zu leicht! Professor Wolfram Pflug, der profilierte Vertreter einer neuzeitlichen und gesamtverantwortlichen Landschaftspflege, hat unlängst in einem Vortrag in Stuttgart dringend gefordert, man solle und dürfe die Landschaft nicht „am Naturschutz vorbei“ verändern, sondern durch rechtlich verbindliche Regelungen die Beteiligung des Landschaftspflegers an allen Planungen sicherstellen. Eine solche Beteiligung wünschen wir uns auch für das Blautal, damit es weiterhin als landschaftlich bevorzugtes Naherholungsgebiet des Ulmer Raumes angesprochen werden kann.

W. Kittel

Zur *Geschichte Esslingens*

Bemerkungen zu Otto Borsts Geschichtsschreibung

Im Verlag Bechtle, Esslingen, ist die zweite, bedeutend erweiterte Auflage der von Stadtarchivar Otto Borst geschriebenen Stadtgeschichte erschienen. Der die eigentliche Geschichte enthaltende Haupttext behandelt das Geschehen von etwa 600 n. Chr. bis 1966 (167 Seiten). Im Kleindruck angeschlossen ist ein wertvoller Abriss der heute noch stehenden mittelalterlichen und barocken profanen Bauten, der zwei Hauptkirchen St. Dionys und der Bürgerkirche zu Unserer lieben Frau, der ältesten Bettelordenskirche der Prediger zu St. Paul, der Rest der Kirche der Minderbrüder, Mauerzüge des St. Klara-Hospitals. Von den einstigen elf Pfleghöfen, durch die Handel und Wandel in die mittelalterliche Stadt kamen, sind am besten erhalten der Speyrer Zehenthof (Kesslerhaus) und der Salemer Hof (Kriminal) mit den Wappenschildern von Württemberg (1682), des Abtes Johannes II. von Salem, des Erzstiftes Salzburg, des Guntram von Adelsreute (Stifter) und des Bernhard von Clairvaux. Verschwunden sind der Hof des Klosters Adelberg (Staatliche Ingenieurschule) und der Hof der Benediktiner von St. Blasien. Die Höfe der im Bayerischen Schwaben gelegenen Klöster Ursberg und Roggenburg sind erkennbar in Webergasse 20. Vom Blaubeurer Hof ist noch die Jahreszahl 1575 erhalten (Mittlere Beutau 11). Den Reichtum der Abtei Bebenhausen (Zisterzienser) zeigt das Steinhaus Heugasse 9 von 1232 mit Klosterwappen (roter Sandstein) und barocker Eichenholztüre in gotischem Bogen. In ein Barockgebäude umgebaut ist der Hof des Klosters Denkendorf (nachweisbar 1387) auf dem Blarerplatz 3. Vom Fürstenfelder Hof (1328 von König Ludwig bestätigt) sind Ecke Heu- und Strohgasse das stattliche Barockgebäude mit vielen, aber zerfallenen Details erhalten. Als Gebäude aus der Popfzeit ist Webergasse 3 das Gebäude des einstigen Hochstifts Konstanz erhalten. Ursprünglich außerhalb der Stadtmauer liegt der am besten erhaltene Komplex des Zisterzienserklosters Kaisheim bei Donauwörth, heute Burgsteige 1, 2 und 3. Der Grundstock des Besitzes war 1292 die Schenkung von Haus und Weinbergen des Arztes Trutwin. Von der größten mittelalterlichen Ummauerung sind nur noch klägliche Reste erhalten: das Schelztor (1377 Familiennamen) und das staufische Wolfstor (Oberesslinger Tor) mit den zwei stilisierten Löwen aus romanischer Zeit. Ganz niedergerissen wurde der riesige Spitalkomplex von St. Katharinen. In die erste Stauferzeit fällt die Erbauung der drittältesten deutschen Steinbrücke (nächst Würzburg und Regensburg), der Pliensaubrücke, „das Schicksal der Stadt Esslingen“. Es war eine Wehrbrücke mit drei Brückentürmen (ein noch erhaltener Mühlurm). Von öffentlichen Gebäuden nennen wir das „Neue Rathaus“ am Markt, der einzige Barockpalazzo der Stadt aus böhmisch-österreichischem Stil. Gebaut hat es der Kaiserliche Rat Franz Gottlieb Freiherr von Palm, dessen Geschlecht aus Esslingen stammte. Die Stadt erwarb das Palais 1840. Bekannt sind das Treppenhaus und einige Stockdecken aus der Erbauungszeit, der Balkon mit dem Monogramm Palms und dem Wappenspruch „In adversis virtus“. In seiner Nachbarschaft steht das Landratsamt, einst das neue Ritterhaus des Ritterkantons Kocher, erbaut 1722–1725. Das „Alte Rathaus“ ist das ehrwürdigste Gebäude der Stadt. Eine Fachwerkkonstruktion größten Stils. 1285 werden Fleisch- und Brotlauben ge-

nannt. Um 1430 erfolgte der Umbau zu einem städtischen Kauf- und Steuerhaus. Den prachtvollen Renaissance-Giebel errichtete der württembergische Baumeister Heinrich Schickhardt 1586–1589. Die große astronomische Uhr konstruierte Jacob Diem aus Tübingen (1592). Das Glockenspiel wurde bei der Renovierung 1926 aufgestellt. Das eigentliche Rathaus der Stadt ist heute das Amtsgericht. Zum erstenmal erwähnt 1424. Durch Brand völlig zerstört 1701. Wieder aufgebaut in den Jahren 1705–1715 durch Johann Jakob Börel aus Straßburg als repräsentativer Barockbau mit Ehrenhof und steinernen Treppen, 1802–1803 von Württemberg als einziges reichsstädtisches Rathaus beschlagnahmt, 1817 Sitz des Kriminalgerichtshofes für den Neckar- und Schwarzwaldkreis, seit 1879 Amtsgericht. An der Inneneinrichtung ist leider nur das Deckengemälde von P. A. Reith 1726–1727 erhalten, darstellend das Selbstbewußtsein des freien Stadtstaates.

Esslingen kann wie Stuttgart keinen frühen Dynastensitz zeigen. Die heutige Burg ist ein Teil der verlängerten Stadtmauer, nach Nürnberger Vorbild im frühen 16. Jahrhundert mit einem „Dicken Turm“, einer Hochwacht und dem sogenannten Melac-Häuschen (im späten 19. Jahrhundert und erneuert 1934–1935) ausgestattet.

Dem Geschichtsschreiber standen ausgezeichnete Vorgänger zur Verfügung: Karl Pfaffs Geschichte der Reichsstadt Esslingen, mit vollständiger Erfassung aller politischen Ereignisse und einer detaillierten Geschichte der Verfassungen (Regimentsordnungen), das zweibändige Urkundenbuch von Adolf Diehl (1899 und 1905), die württembergischen Regesten von 1301 bis 1500, die Deutschen Reichstagsakten, die die Bayerische Akademie der Wissenschaften herausgibt (bis jetzt 17 Bände bis 1445) und eine Vielzahl von regionalen und lokalen Forschungen, die im Kleindruck zu den 28 Großabschnitten der ganzen Darstellung aufgezählt sind.

Der Verfasser hat bei der Gliederung des Riesenstoffes in 28 Kapiteln Schwerpunkte gesetzt, die seiner eigenen Forschung in etwa entsprachen. Durch die von 1960 bis 1963 stattgehabten Großausgrabungen in St. Dionys sind die Probleme der vorstädtischen Siedlung, des Dorfes, des Marktes und der Zelle in ein neues Licht gerückt. Die Ergebnisse halten die ersten Kapitel in gedrängter Kürze fest. Jänichens Untersuchungen der frühalemanischen und der merowingischen Epoche stellten fest, daß der mittlere Neckarlauf, das Filstal hinauf, der Albtrauf um Kirchheim, von einem alemannischen Geschlecht der Pleonungen besiedelt war. Vielleicht steckt in Plochingen und der Pliensaue noch der alte Sippenname. Ob der Stifter der ältesten Zelle Hafti (Inscription auf einem in der Zelle gefundenen Grabdeckel) ein Alemanne war, ist umstritten. Jedenfalls stand die ausgegrabene älteste Zelle (um 700) unter fränkischer Vasallität. Sie ist im Testament des Reichsabtes und Kanzlers der Pippine namens Fulrad als sechste Zelle im alemannischen Gebiet erwähnt (777) und dürfte nicht nur eine Missionsstation gewesen sein (Patron der heilige Vitalis, die Reliquie scheint nicht mehr vorhanden gewesen zu sein), sondern in das fränkische wirtschaftliche Erschließungssystem gehört zu haben. Der mächtige Fulrad vermachte bei seinem Tod die Vitalis-Zelle (neben anderen) dem Mutterkloster Saint Denis (bei Paris), übrigens auch Grablage der fränkischen Könige. Daß die Pfründen der Zelle ergiebig waren, bezeugt schon unter dem großen Karl die Erwähnung eines Marktes in nächster Nähe der vielleicht schon um 800 zum Kloster erweiterten und mit einer vielleicht doppeltürmigen Basilika versehenen Anlage im fränkischen Reichsstil. In der uns erhaltenen nächsten Urkunde aus dem Jahre 866 (Ludwig der Deutsche) waren Kloster und Markt selbständige, Saint Denis gehörende Grundherrschaften neben einem Dorf,

das Hetselinga hieß und mit dem wohl das siedlungsgünstigere Oberesslingen gemeint sein dürfte. Der Markt stand im 9. Jahrhundert schon beherrschend im Mittelpunkt des Interesses der Könige. Es ist anzunehmen, daß die Abgaben an Saint Denis teils in Naturalien (Leberau), teils auch schon in Geld erfolgt sind. Die Frage erhebt sich, warum hat sich in dem siedlungsgünstigen kleinen Schuttfächer des Geiselbaches etwas über dem Neckar das genannte Hetselinga mit seinem engen Raum zwischen hohen Talwänden entwickeln können? Wenn man annimmt, daß der Markt gegen den Neckar hin zu suchen ist, so stößt man auf das Pliensau- und Inselgebiet (das übrigens im Frühmittelalter durch einen Neckararm ständig unter Überschwemmung litt), und man stößt auf die uralte Furt, den einzigen Neckarübergang auf der uralten Durchgangsstraße Ulm-Filstal-Cannstatt-Speyer-Flandern. Borst schließt sich Gradmann und Huttenlocher an, die mit der in der günstigen, durch die Furtbrücke wichtig gewordenen Verkehrslage das Aufblühen der dörflichen Siedlung um den Markt begründet haben. „Die Furt mit der Brücke und die Durchgangsstraße linksufrig von Cannstatt her und rechtsufrig von Plochingen her“ heben die Ungunst der Bodenbeschaffenheit auf und prädestinieren zugleich die Entwicklung des Ackerdorfes zu einem städtischen Gemeinwesen in sehr geschützter Lage. Die Staufer, denen ohne Zweifel die Stadtgründung zu verdanken ist (Borst nimmt 1219 an, wie Decker-Hauff neuerdings für Stuttgart dieselbe Jahreszahl festgesetzt hat), haben genug Beispiele gegeben, daß in ihrem Städtegründungssystem nicht so sehr die günstige Verkehrslage den Ausschlag gibt (Cannstatt z. B., auf dessen Brücke gleich sechs Straßen zuliefen, das einen Süd-Nord- und einen West-Ost-Verkehr früh entwickelt hatte, wurde erst unter Ludwig dem Bayer zur Stadt erhoben, sondern der bestimmte politische Wille, wichtige Verwaltungszentren in gemessenen Abständen zu besitzen. Im übrigen legt der Verfasser Wert darauf, festzuhalten, daß Esslingen durch eben seinen Markt und in Stauferzeiten dadurch, daß es Verwaltungsmittelpunkt des reichen Hinterlandes der Fildern gewesen, lange bevor Württemberg nach den Fildern greifen konnte, ein ebenso gutes Hinterland hatte wie etwa Cannstatt. Noch im 16. und 17. Jahrhundert war Esslingen konkurrenzfähig in Marktdingen mit Stuttgart. Markt und Zoll, um den Kreis zu schließen, standen schon im 9. Jahrhundert in engstem Konnex, die Verbindung mit Saint Denis hörte mit dem Auftreten der deutschen Karolinger auf. Markt und Brücke bildeten einen dem Kloster gehörenden und später der Stadt verpfändeten Immunitätsbezirk mit reichen Einnahmen, die den Esslinger Patriarchen ein beachtliches Vermögen zubrachten und für die wirtschaftliche und politische Entwicklung des Gemeinwesens die Grundlage bildeten. Doch Markt und Brücke sind auch jahrhundertlang die Streitursache mit den im selben Neckartal sitzenden Grafen von Württemberg. Ein nicht geringer Teil der Geschichte Esslingens gehört in die Kampfzeiten der Schwäbischen Städtebünde, deren Vorort lange Zeit die Stadt am Neckar war, mit den Nachbarterritorien Württemberg und Baden. Daß Esslingen im Reichskrieg Kaiser Heinrichs VII. einige Jahre (1312–1316) lang Stuttgart und die übrigen württembergischen Landstädte unter Kontrolle hielt und Stuttgart beinahe zur Reichsstadt erklärt worden wäre, zeigt die höchste Machtentfaltung Esslingens an. Gleichwohl ist der Reichsstadt eine größere Territoriums- und Spitalbildung, wenn man von dem Filderbesitz des Spitals in Möhringen und Vaihingen absieht, wie sie etwa Ulm und Schwäbisch Hall gelungen ist, nicht gewährt gewesen. In den Kämpfen mit den Grafen gingen alle erworbenen und eroberten Gebiete am Ende des Mittelalters doch wieder ver-

loren. Als Ulm im innerschwäbischen Städtekreis die Führung übernahm, war die Vorortrolle Esslingens ausgespielt. Borst unterstreicht mit Recht, daß die wirtschaftliche Initiative nach dem verlorenen Großen Städtekrieg (1448–1454) gelähmt war und die Esslingische Expansion im 14. und 15. Jahrhundert gestoppt wurde, als im Kampf um die Brücke (Schlacht am Mutzenreis am 3. 11. 1449) die Ursache des Krieges zwischen dem Ritterheer des Grafen Ulrich, verbündet mit dem Markgrafen Bernhard von Baden und dem verkleinerten Schwäbischen Städtebund (Esslingen, Heilbronn, Gmünd, Ulm, Reutlingen, Weil), nämlich die von Esslingen geforderte Zollerhöhung für Geleite und Brücke gescheitert war. „Das war eine Zäsur für die Stadtgeschichte von höchster Bedeutung. Verblutet und wirtschaftlich ausgehöhlt über die Grenzen des Tragbaren hinaus ging die Stadt in das beginnende 16. Jahrhundert, wo sie als Mitglied des Schwäbischen Bundes (1488–1555) zum ersten Male ihre wirtschaftliche und politische Ohnmacht eingestehen muß ... Aber der eigentlichen Bestimmung zu leben, nämlich wie Augsburg als Handelsstadt, das bleibt der Stadt fortan verwehrt“ (S. 24). Nach kurzem badischen Protektorat ging die Stadt in württembergischen Schutz und Schirm über. Sie zahlte jährlich nach Stuttgart die nicht unbedeutende Schirmsteuer.

Alle politischen und geistigen Veränderungen der neueren Zeit, wenn wir etwa an die Reformation oder die Aufklärung denken, machten Stuttgart und Esslingen, freilich mit unterschiedlichen Nuancen und gegenseitigen Beeinflussungen mit.

Erst die Umwandlung der Reichsstadt in eine württembergische Oberamtsstadt (1802/03) sprengte die Enge der württembergischen Sperrmauer und öffnete der in ihr sich überraschenderweise entwickelnden modernen Industrie (verstanden als arbeitsteilige Produktion) wieder den alten Zug in die hochmittelalterlichen Fernverbindungen. Sie wurde wieder „Führerin der Städte unter der Alb“, wie sie es einst in staufischen Zeiten und in nachstauferischen als Reichsstadt großen Stils gewesen war. Die geistige Führerrolle hat sie schon längst an die württembergische Residenz abgegeben.

Statt der mittelalterlichen Pfleghöfe siedelten sich im frühen und mittleren 19. Jahrhundert nun die nüchternen Bauten von Fabriken, Gewerbeleihen, Arbeitervereinen, Gewerbeausstellungen und Aktienbanken an (Ricarda Huch). Statt der blühenden Fabrikation von Loden und der Weinkellereien (der Hauptexporte der Reichsstadt) sah man nun in der Stadt die ersten Metall-, Leder- und Textilindustrien aufblühen, so daß Mitte des 19. Jahrhunderts die königliche Statistik melden konnte, von allen württembergischen Städten hat Esslingen die stärkste Industriepotenz mit den besten Arbeitern. Als der Staat sich mit Kapital an der neugegründeten Maschinenfabrik beteiligte, überragte der Maschinenbau Esslingens den aller anderen württembergischen Städte.

Die Kapitel von S. 97 bis 123 stellen eigene Forschungen dar, die der Verfasser als Herausgeber des „Jahrbuchs für Geschichte der oberdeutschen Reichsstädte“ und Bearbeiter der Wirtschaftsgeschichte der Reichsstädte und des altwürttembergischen Territoriums besonders ausführlich und mit überraschenden Ergebnissen entwickelt hat.

Im größeren Zusammenhang ist zu sagen, daß es Borst in seiner Esslinger Geschichte und anderen Forschungen (z. B. „Staat und Unternehmer in der Frühzeit der württembergischen Industrie“) gelungen ist, das konventionelle durch die Steinbeis'sche Zentralstelle für Gewerbe und Handel und ihre Wirkung verstellte Wirtschaftsbild der Frühzeit des Königreichs Württemberg zu korrigieren.

Zwei Gesichtspunkte seien erwähnt: Die württember-

gische Industrie hat sich nicht aus kleinen Handwerksbetrieben zu größeren Industriebetrieben entwickelt; der Anteil der früheren Reichsstädte an der Entstehung von fabrikmäßigen Manufakturen im Königreich überwiegt bei weitem den Anteil, den altwürttembergische Unternehmer, meistens aus Pietistenkreisen, aber auch meist im 18. Jahrhundert erst eingewandert, am entstehenden Fabrikwesen hatten. Selbst der berühmte Robert Bosch stammt aus dem Ulmischen. Fast alle größeren Unternehmungen in Altwürttemberg gehen auf die hugenotischen Familien zurück.

Zur ersten These: Esslingen ist ein besonders gutes Beispiel für das Wissen um die Entstehung einer Industrie aus wilder Wurzel und ohne vorausgegangene Tradition. Es fehlten vor allem die einheimischen Rohstoffe, die etwa der Nahrungsmittelindustrie, dem Bierbrauereiwesen, den Möbelschreinereien oder Papierfabriken in Stuttgart, Heilbronn oder im Filstal zur Verfügung standen. „Esslingens Industrie mußte sich, wollte sie diesen Namen verdienen, vorzugsweise an solche Gewerbezweige halten, bei denen der Rohstoff im Verhältnis zum Seltenheitswert dem Wert der daranzuwendenden Arbeit – buchstäblich genommen – wenig ins Gewicht fällt, d. h. die niedrigsten Frachtkosten verursacht und für die Fertigung verhältnismäßig wenig Maschinenkraft verlangt. Das ist die Feinindustrie: Feinmechanik, Textilindustrie in allen ihren Verzweigungen, Lederindustrie. Sie hat in Esslingen nach 1802 Fuß gefaßt ohne eigentliche Tradition, ohne Bodenständigkeit, wie das Gmünds Schmuckwarenindustrie oder Reutlings Gerber- und Färbereiindustrie für sich beanspruchen darf“ (S. 104). Wenn also die Präzisionsarbeit in Esslingen blühte, so führt es der Geschichtsschreiber auf eine geistige Eigenart der reichsstädtischen Tradition zurück, die sich ausdrückt im Rechnen, Planen und einer Begabung für exakte Naturwissenschaften und Mathematik. Namen von Esslinger Großen aus den erwähnten Gebieten seit der Reformationsillustration den Präzisionsgeist: Michael Stifel, Tobias Mayer, G. D. Kandler, J. G. Steudel und im 19. Jahrhundert fortgesetzt G. D. Schumann, D. Völter, F. von Hochstetter, D. F. Weinland. Ferner die Mikroskopierer Oechsle und Mechaniker Bopp, der in Tübingen durch seine Präzisionsarbeiten sehr geschätzt wurde. Zur Eigenart der Präzisionsindustrie gehört auch dies, sie wurde begründet mit einem beachtlichen Fonds an Menschen und Kapital aus eigenen privaten Mitteln.

Das führt uns zur zweiten These: Wir haben es mit Gründungen von freien Unternehmern zu tun, denen bis 1848 etwa der Staat keine finanzielle Hilfe geleistet hat. Wie schon erwähnt, trat der Staat als Geldgeber erst bei Aktiengesellschaften nach 1840 als Beteiligter auf. Borst macht darauf aufmerksam, es sei an der Zeit, die von der amtlichen Statistik aufgestellte These, Württemberg sei vor 1850 vorwiegend ein Agrarstaat gewesen, nicht mehr zu wiederholen, da im Gegenteil im frühen 19. Jahrhundert bereits die ökonomisch wichtige Veränderung stattgefunden habe, die dann am Ende des Jahrhunderts Württemberg unter die führenden Industriestaaten Deutschlands eingerückt hat.

Wer sind diese freien, mutvollen Unternehmer? Die Esslinger Karl Christian Deffner, Begründer der Metallwarenindustrie; Georg Christian Kessler, Begründer des Nahrungs- und Genussmittelgewerbes und später der Textilindustrie; Rudy und Bodmer, Begründer der Leder- bzw. der Lederhandschuhindustrie; Paul Friedrich Dick, Begründer der Werkzeugindustrie, aber erst nach 1860. Die Esslinger Unternehmer gehörten der Partei der Liberalen oder des Freisinns an. Sie führten also hier auf politischem Gebiet reichsstädtische Traditionen der Unabhängigkeit von einer gelenkten Wirtschaft fort, sie waren 1848 auf der Seite derer, die am kräftigsten die

Wiederherstellung des Reiches, das 1803 aufgelöst wurde, forderten und für ihre Ideale kämpften. „Die Esslinger Fabrikantenschaft hat fast ausnahmslos für das gesamte 19. Jahrhundert die Landtags- und Reichstagsabgeordneten der Stadt und ihres Gebietes gestellt. Die ausschlaggebenden Entscheidungen im Gemeinderat dieses Jahrhunderts sind in Esslingen von Fabrikanten gefaßt oder doch wenigstens im ‚Fabrik-Kaffee‘, einer lockeren, aber vielleicht um so aktionsfähigeren Verbindung der Esslinger Unternehmer vorbereitet worden“ (Borst).

Wir sagten schon, die Unternehmerschaft vor 1848 hat, hier den Ruhrindustriellen derselben Zeit unähnlich, Kartellverbindungen oder Verbindungen mit Banken gemieden. Sie standen mitten im politischen Leben ihres Landes und ihrer Stadt. Viele sind aus Familien gekommen, die künstlerisch tätig waren. Der ältere Kessler ist Sohn eines Heilbronner Organisten, C. Deffner der Sohn eines Ludwigsburger Emaille- und Miniaturmalers. Deffner kennt die englischen Fabrikationsbetriebe und verwertet sie mit Rudy für seine Blechlackierwerkstatt. Andere wie der Heilbronner Bruckmann oder Kessler gehören in den Dichterkreis um Uhland und um den politischen Liberalismus. Denkwürdig ist das Wirken des Sängerbundlers Karl Pfaff.

Moritz Mohl schreibt 1828 in seinem grundlegenden Werk über die „Württembergische Gewerbsindustrie“ den wichtigen Satz: „Württembergische Fabrikunternehmer werden in dem Versuche zur Heranbildung von Manufakturarbeitern um so gewisser glückliche Erfolge erringen können, als Ausdauer in der Arbeit zu den unbestreitbaren Nationaltugenden der Württemberger gehört.“ Ein Blick in die Geschichte der Arbeiterbildungsvereine und der werdenden Sozialdemokratie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigt für Württemberg ein höchst erfreuliches Bild des soliden, sparsamen und bürgerlich lebenden „Bauernarbeiters“. Verelendete Proletariatsmassen wie im Ruhrgebiet hat es trotz großer Krisen in der Industrie in Württemberg und besonders in Esslingen nicht gegeben. „Ein bodenständiges, charaktervolles Arbeitertum mit innerlichem Sinn und technischer Begabung für Qualität, das ist es, was diese Esslinger Industrie ‚von unten her‘ aufgebaut und möglich gemacht hat. Der Unternehmer steht in persönlicher Verbindung mit seinen Arbeitern und fühlt sich für deren Familien verpflichtet.“

Es ist sehr wohl möglich, daß in den bewegten Zeiten nach den zwei verlorenen Kriegen gerade die Esslinger als besonders rot geltende Arbeiterschaft wegen ihres Selbstbewußtseins ohne Extremismus darum die Sowjetisierung abgelehnt und sich zum demokratischen Aufbau bekannt hat, weil in ihr reichsstädtische Gesinnung nachwirkt, wenn wir etwa an die Scabini des 13. Jahrhunderts oder an die aufklärerischen, fortschrittlichen Schriften im Raum der „Bürgerprozesse“ des ausgehenden 18. Jahrhunderts denken wollen, die Borst ausführlich auf ihren vorrevolutionären Gehalt untersucht.

Interessant ist, daß die Esslinger Gemeinde im 19. Jahrhundert vier jüdische Fabrikanten, sechs jüdische selbständige Handwerker und neun Gesellen und Lehrlinge gezählt hat, die im Esslinger Waisenhaus erzogen wurden, ohne daß das staatliche Gleichberechtigungsgesetz König Wilhelms I. hier den Anstoß gegeben hätte. Die Judenunterdrückungen der Nazizeit gingen maßvoll vor sich. Man boykottierte zwar die jüdischen Unternehmen, zu einer Verbrennung der Synagoge kam es nicht.

Der Aufstieg der kaum zerstörten Stadt begann mit dem Amtsantritt von Bürgermeister Dieter Roser: Industrieinsel, neue Stadtteile, Zollberg, Lerchenäcker, Pliensaubrücke markierten die Entwicklung bis nahe an die Grenze der Großstadt. Der Geschichtsschreiber gibt sich alle Mühe, in den völlig veränderten Straßen- und

Wohnverhältnissen der zur Großstadt gewordenen alten Reichsstadt die romantischen Elemente in Bauten, Sitten und Bevölkerungen festzuhalten. Ganz neue Probleme fielen der Geschichtsschreibung zu, den riesigen Flüchtlingsstrom zu begreifen als die neueste historische Komponente, die den Restbestand der reichsstädtischen Familien und der Familien des Königreichs wesentlich verändert hat.

Ernst Müller

Alfons Kasper, Kunst- und Reiseführer: Nr. 1–2 Kunstwanderungen im Herzen Oberschwabens, 1962 und 1963; Nr. 3–4 Kunstwanderungen kreuz und quer der Donau, 1964 und 1965; Nr. 5 Kunstwanderungen im Nord-Allgäu, 1966. Alle im Verlag Dr. Alfons Kasper, Bad Schussenried.

Der Verfasser und Verleger hat seine Kunstwanderungen in bewundernswerter Tatkraft mit unermüdlichem Gelehrten-eifer – und unter einem großen Aufwand an Mitteln, der bei dem niederen Preis der Bändchen nicht wundernehmen kann, bis jetzt auf insgesamt 938 Seiten und 446 Abbildungen gebracht. Diese Leistung, die hohe Anerkennung verdient, rechtfertigt einen zusammenfassenden Rückblick. Der Marschweg der Kunstwanderungen wurde offenbar von zwei Gesichtspunkten bestimmt: 1. bewegen sich diese im Bereich der großen, kultur- und kunstgeschichtlich bedeutenden geistlichen und weltlichen Herrschaften, vornehmlich der Reichsstifte; 2. passen sie sich den vom Fremdenverkehr am meisten besuchten Landschaften an. Das ist vereinbar. Eine andere Frage ist, ob bei der Behandlungsweise der Kunstwanderungen, die mehr an die Art von Kunstinventaren als die von Kunstführern erinnert, nicht eine Einteilung nach Kreisen nähergelegen hätte. Natürlich wären solche „Kurzinventare“ vor allem in Kreisen am Platz gewesen, deren Kunstdenkmale vor geraumer Zeit geschrieben wurden, nicht in Räumen, die etwa durch die 1954 erschienenen Kunstdenkmale des ehem. Kreises Wangen oder durch die bayerischen Kurzinventare erfaßt wurden. Kaspers Kunstwanderungen bringen jedoch auch hier, an Hand ausgedehnter, mit großem Fleiß vorgenommener Literaturstudien Neues. Das gilt vor allem für die Geschichte der Plastik des 15. bis 18. Jahrhunderts, wo die Ergebnisse der neueren Forschung von Gertrud Otto, Lore Göbel, Hellmut Hell, Manfred Schröder, Klaus Schwager u. a. verarbeitet wurden. Die eigenen Arbeiten Kaspers, vor allem über Kloster Schussenried und seine Pfarrkirchen sowie die von diesem Kloster beschäftigten Meister sind bekannt (erst jüngst erschien in 2. Auflage der Führer durch den Schussenrieder Bibliothekssaal). In den von diesen Arbeiten erfaßten Gebieten schöpft der Verfasser auch in den vorliegenden Bändchen aus dem Vollen. Im Anhang eines jeden wird die Literatur, nach Sachgruppen geordnet, aufgeführt. Dafür wird der gewissenhafte Benutzer dankbar sein. Allerdings wird es ihm nicht leicht fallen, bei solch getrennter Aufführung und Einteilung der Literatur in verschiedene Rubriken, die Bezüge zum Text herzustellen. Das ergibt manche Undurchsichtigkeiten, vor allem bei den Zuschreibungen. Es ist oft nicht ganz klar, wo ein Kunstwerk auf Grund von schriftlichen Überlieferungen einem Künstler gegeben werden kann oder auf Grund von Stilvergleichen zugeschrieben wird, ferner von wem die Zuschreibung übernommen wird oder wo der Verfasser selbst zuschreibt. Man prüfe daraufhin etwa nur die Zuschreibungen an Michel Erhart nach, bei dem die Zitierung von Paatz allenfalls für den Blaubeurer Hochaltar zureicht. Gewiß, man ist in der Lage, an Hand des Anhangs sich in einer guten Bibliothek die nötige Klarheit zu erarbeiten. Wer das tut, wird gewahr werden, daß das eine wissenschaftliche Aufgabe für sich ist. Oder:

welchen Nutzen verspricht sich der Verfasser von seiner Bemerkung, die Blaubeurer Chorskulpturen (gemeint ist wohl die ganze figurale Bauplastik) würden dem Meister der Reutlinger Strebepfeilerskulpturen, Martin Schmid, gegeben? Wer gibt sie diesem Meister? Warum? Weshalb soll dieser Martin Schmid heißen (vgl. Rott)? Wie steht es dann mit der nicht erwähnten, viel deutlicheren Abhängigkeit jener Chorskulpturen von einigen Apostelfiguren des Tübinger Stiftskirchenchors? Oder mit den Beziehungen zu den Reliefs des Meisters Anton von der Blaubeurer Orgelempore, von deren Standfiguren wieder die stilistischen Linien zu den Figuren über dem Südportal gehen, mit denen wiederum der Name des Meisters Anton in Zusammenhang gebracht werden kann? Damit sei nur angedeutet, daß aus einem ganzen Bündel von untereinander zusammenhängenden Fragen eine einzige, die fragwürdigste übrigens, herausgegriffen wird. Hier tritt ein Mangel der „Kurzinventare“ Kaspers in Erscheinung, der ihren wissenschaftlichen Wert mindert, man möchte sagen: mindern muß, weil es nämlich andererseits galt, auf den Charakter eines auch für den Laien zugänglichen Kunstführers Rücksicht zu nehmen. Diese Zwitterstellung führt Kasper zu einer inventarmäßig summierenden Aufzählung von Architekturen, Figuren, Gemälden, meist nach dem Stand neuesten Wissens samt Datierungen und Zuschreibungen, deren Herkunft freilich, wie angedeutet, schwer kontrollierbar ist und die zu beurteilen überhaupt sehr wenige Leser in der Lage sein dürften. Auf der anderen Seite, dies gilt es klar zu erkennen, leidet darunter das, was dem gebildeten Laien wichtig sein muß: ihm geht es nämlich darum, daß aus der Summe ein Ganzes hervortritt, daß aus den Formen die stilbildenden geistigen Kräfte sprechen, daß Quantität sich in Qualität verwandelt. Man wird beispielsweise an Hand der Kasperschen Beschreibungen der Blaubeurer Stein- und Schnitzfiguren nicht zum Erlebnis und zur Erkenntnis ihres Stils und der darin mitgeteilten geistigen Haltung gelangen; dasselbe gilt genauso für die nach Oberdisingen gelangten Passionsreliefs der Blaubeurer Orgelemporenbrüstung (s. o.) und es gilt eigentlich für alle von Kasper behandelten Meisterwerke. Seine oben gekennzeichnete Methode geht mehr aufs registermäßig Statistische, wobei übrigens das Ikonologische nicht zu kurz kommt. In diesen Grenzen bleibt das Verdienst der Kunstwanderungen, mit dem oben gemachten Vorbehalt, unbestritten. Soweit zum Grundsätzlichen. Ins einzelne zu gehen, ist hier unmöglich. Nur zu Blaubeuren soviel: Es stand auf dem Gesims der Blaubeurer Emporenbrüstung nicht geschrieben „Ando steinmetz 1501“, sondern es war darauf sehr viel mehr zu lesen, jedoch ohne die Jahreszahl, die sich unter der Orgel über dem Eingang des Schiffs befand (vgl. Gertrud Otto usw.). Das ist für die Frage der Datierung der Reliefs nicht ganz unwichtig. Weiter: Die Inschrift auf die Klosterreform von 1451 befindet sich nicht am Dreisitz, sondern am Chorgestühl. Ferner: Peter von Koblenz kommt nicht aus Koblenz im Aargau sondern am Rhein. Bezeichnend für mitunter vorkommende widersprüchliche Wiederholungen sind folgende Stellen: S. 156 wird die Gründungszeit des Klosters Blaubeuren mit „um 1080“ angegeben (nach Lonhard richtig), die Verlegung von Egelshöh nach Blaubeuren mit 1085 oder 1095; S. 157 heißt es, das Kloster sei „um 1085“ gegründet, die Verlegung wäre 1095 geschehen (das ist auf Grund der Urkunden nicht möglich, Lonhard denkt an die Zeit um 1085). Ein ähnlicher Fall liegt übrigens auf S. 24 des 1. Donau-Bändchens vor, wo ein- und dieselbe Figur einmal dem Meister von Kreenheinstetten gegeben wird – den es in diesem Sinne nicht gab (es ist der Meister von Heinstetten auf der Alb) –, dann dem Meister von Weilen unter den Rinnen

(dieser dürfte mit dem Meister von Heinstetten identisch sein). Für die Längen, die man hier und dort feststellt, ist Blaubeuren S. 157 bezeichnend, wo abschweifend die spätere Entwicklung von David Friedrich Strauß und Friedrich Theodor Vischer behandelt wird, während man an dieser Stelle lieber etwas über die anderen Angehörigen der Geniepromotion hören würde.

Adolf Schabl

Die Sage als Charakterspiegel des Volkes

Es ist bei uns wie anderswo, daß die Zeit der lebenden Sage vorüber ist. Heute muß man entweder an entlegenen Orten suchen, wo sich Altes leichter erhalten hat, oder auf Chroniken und verwandte Aufzeichnungen zurückgreifen, die in quellenkritischer Arbeit gewissenhaft auszuwerten sind. In dieser Lage erweisen sich einige klassische Sagensammlungen, die solches Erzählgut schon vor langem gesichtet und geordnet haben, als eine wertvolle Fundgrube. Aus ihnen schöpfen zwei neue Sammlungen, obwohl es auch ihnen gelingt, noch unerschlossene Quellen zu fassen. So wird uns in zeitgerechter Form wieder zugänglich, was das Gedächtnis des Volkes an uralten Erfahrungen aus der magischen Begegnung mit geheimnisvollen Naturgewalten oder als Echo ungewöhnlicher Geschehnisse aufbewahrt hat. Dabei kommt beiden Werken zugute, daß die Sagenforschung von Ludwig Uhland bis Rudolf Kapff jenes Ineinander von Übersinnlichem und Sinnlichem, von Ernstem und Heiterem im Rahmen einer schwäbischen Stammeskunde bereits erhellt und einsichtig gemacht hat.

Dessenungeachtet unterscheiden (und ergänzen) sich aber die beiden Bände sowohl in Hinsicht auf Auswahl und Anordnung ihres Sagenstoffs als auf dessen stilistische Gestaltung. *Franz Georg Brustgi* sammelt und erzählt „Sagen und Schwänke von der Schwäbischen Alb“ (Rosgarten-Verlag, Konstanz; 196 S., Ln. 14,50 DM). Brustgi begrenzt sich auf den Raum seiner engeren Heimat. Doch als profunder Kenner eben dieses Raumes hat er in jahrelanger, emsiger Arbeit manches Unbekannte zusammengetragen und damit den schriftlich überlieferten Sagenschatz bereichert. Die Verknüpfung der Sage mit dem Ort ihres Entstehens wird durch solches Forschen besonders augenfällig. Sie rechtfertigt das Prinzip einer Gliederung, die den Stoff nach Landschaftsgebieten ordnet. Dabei ergibt sich, daß neben Sagen, die in mannigfacher Abwandlung auch anderswo auftauchen, eine große Zahl von solchen steht, die für die Alb absolut einmalig sind. Dieses Erzählgut zeigt uns daher sehr eindrucksvoll, auf welche Weise Natur oder Geschichte einer Landschaft – vom Donau-, Blau- und Filstal bis zu den Stauferbergen und der Zollernalb – sich im Charakter der jeweils dort lebenden Menschen spiegelt hat.

Dazu kommt, daß der Erzähler Brustgi es versteht, dem Volk auf das Maul zu schauen. Er erlauscht ebenso die Zaubermacht des Worts im Umgang mit dem Ungewöhnlichen wie das Humorisch-Schalkhafte, das in anekdotenhaften Sagen und Schwänken sich um schrullige Gestalten, um allerlei Käuze und Sonderlinge oder nicht alltägliche Begebenheiten rankt. In unserem Stammesland herrschen denn auch, wie schon Kapff nachgewiesen hat, die freundlichen Elemente durchaus vor. Nicht bloß die vielen Hausgeister, Erdleutlein und Zwerge sind gutmütige Wesen. Selbst Muetes Heer tut für gewöhnlich dem Menschen hier nichts zuleide. Die der Umgangssprache möglichst nahebleibende Erzählform, die sich mit dem Chronikstil oft reizvoll berührt, bleibt in wohlthuendem Einklang mit der treffsicheren Realistik der 25 Zeichnungen von Franz Josef Tripp. Kein Wunder,

daß uns in diesem Buch recht heimelig und vertraut anmutet, was aus dem Bewußtsein der Zeit schon fast entschwunden ist.

Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen legt einen Band „Schwäbische Volkssagen“ vor (W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart; 212 S., Ln. 14,80 DM). Diese Sammlung will einen möglichst weiten Bogen spannen „vom Schwarzwald bis zum Bodensee, vom Neckar bis zur Donau, von der Schwäbischen Alb bis ins Allgäu“. Erforderlich ist deshalb nicht nur eine weise Beschränkung, sondern auch eine übersichtliche Gliederung des Stoffs. Sie erfolgt nach Inhalten und Motiven, die sich dann jeweils zu thematisch bestimmten Gruppen zusammenfügen. Es ist jedoch äußerst schwierig, den Erzählstoff unter einem solchen Gesichtspunkt – analog zu der früher üblichen Aufteilung in „Sagenkreise“ – zu ordnen. Einigermassen klar liegt die Sache nur bei Muetes Heer und beim Wilden Jäger, weil hier eine einmalige, mit Namen bezeichnete Gestalt im Mittelpunkt steht. Eine Reihe typischer Einzelzüge schließt auch die Wald- und Wassergeister zusammen, obwohl sie bald männlich, bald weiblich sind. Desgleichen läßt sich die vorwiegend geschichtliche Sage als einheitliche Gruppe der Natursage gegenüberstellen.

Aber trotz solcher Schwierigkeiten erweist sich gerade die Anordnung nach Motiven deshalb als Gewinn, weil sie den Blick auf das charakteristische Gedankengut eines in tausendjähriger Entwicklung ausgebildeten Volksglaubens lenkt. Unter diesem Aspekt kann auch unbedenklich auf bloße Varianten und Parallelbelege von Sagenstoffen verzichtet werden. Die Breite des Sachgebiets rechtfertigt die Begrenzung auf typische Beispiele, wie sie hier aus klassischen Sammlungen und noch unveröffentlichtem Erzählgut ausgewählt sind. Gemäß dieser Absicht geht es auch der sprachlichen Gestaltung vor allem darum, jeweils den Kern einer Sage herauszuschälen. In diese knappe, das Wesentliche hervorhebende Darstellung fügen sich die alten Kupferstiche von sagenumwobenen Orten sowie die Holzschnitte aus der Schwäbischen Chronik des Thomas Lirer von Rankweil (1486) harmonisch ein. Wort und Bild lassen so vergangene Zeiten lebendig vor uns erstehen. Nicht zuletzt aber dokumentiert uns diese Sammlung, daß der Keim der alten Sage aus Ehrfurcht und Staunen vor den Geheimnissen des Lebens erwachsen ist. Es ist gut, wenn auch dieser Zug im Charakterspiegel unseres Stammes oder Volkes nicht vergessen wird.

Emil Wezel

Fritz Gronbach, *Mir Hohaloher*. Fränkische Mundart in Vers und Prosa, herausgegeben von Werner Martin Dienel, Band 1. Verlag Hohenloher Druck- und Verlags- haus Gerabronn und Crailsheim 1965. DM 6.80.

Der vorliegende Band ist der erste in einer Reihe, deren Absicht der Herausgeber wie folgt formuliert: „Es soll damit den aus Hohenlohe-Franken stammenden und noch lebenden Autoren Gelegenheit geboten werden, ihre mundartlichen Erzählungen und Gedichte in gesammelter Form einem größeren Leserkreis unterbreiten zu können. Außerdem sollen die Werke und der Nachlaß der verstorbenen Mundartdichter in Auswahl oder Sammlung dem unverdienten Vergessensein entrissen werden.“ Dafür ist Gronbachs „Mir Hohaloher“, ausgestattet mit Zeichnungen von Werner Gulich, ein guter Anfang. Die Form der Mundart und das Wesen dessen, was hier in heiteren Versen und kleinen Geschichten erzählt wird, gehen gut zusammen d. h. daß man hört, wie der Hohenloher spricht und denkt: verbindlich, schlagfertig, anschaulich. Die Pointe kommt dabei nicht, wie oft im Schwäbischen, zu kurz.

Adolf Schabl

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 2 164 308

Jahreshauptversammlung 1967

Ohringen, 24.–25. Juni

Hiermit laden wir nocheinmal (vgl. die Ankündigung in Heft 1/1967 der „Schwäbischen Heimat“, S. 60) unsere Mitglieder zur Jahreshauptversammlung am 24. und 25. Juni 1967 in Ohringen ein; diese wird wiederum mit der Jahreshauptversammlung des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine verbunden sein, auch schließt sich am 25. Juni der Verein für vaterländische Naturkunde in Württemberg e. V. mit seiner Hauptversammlung an. Eine Teilnehmergebühr wird nicht erhoben. Die Vermittlung der Zimmer erfolgt ohne Ausnahme über die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes e. V. Von Stuttgart aus werden folgende Omnibusverbindungen eingerichtet: 1. vorzugsweise für Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes e. V. und des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine: Stuttgart ab am 24. Juni, 13.00 Uhr (Hinfahrt); Ohringen ab am 25. Juni, 19.00 Uhr (Rückfahrt). 2. vorzugsweise für Mitglieder des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg e. V.: Stuttgart ab am 25. Juni, 8.00 Uhr (Hinfahrt); Ohringen ab am gleichen Tag 19.00 Uhr (Rückfahrt). Der Fahrpreis für Hin- und Rückfahrt beträgt DM 6,50. Um Anmeldung, soweit nicht schon geschehen, wird gebeten.

Program m

Samstag, 24. Juni:

15.00 in der Aula des Hohenlohe-Gymnasiums, Weygangstraße (östlich der Stiftskirche), Eröffnung und Fachvorträge:

„Denkmalpflege der letzten Jahre in Hohenlohe“ (mit Lichtbildern) von Hauptkonservator Dr. Graf Adelman von Adelmansfelden, Stuttgart.

„Die Brüder Gottfried, Konrad und Heinrich von Hohenlohe“ von Gymnasialprofessor Dr. Gerd Wunder, Schwäb. Hall.

17.00 am gleichen Ort Mitgliederversammlung des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine:

Tätigkeitsbericht mit Rechnungsablegung – Kurzberichte über die Tätigkeit der Mitgliedervereine – Pläne für künftige Arbeit – Jahrestagung 1968 – Verschiedenes.

17.30 am gleichen Ort Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes e. V.:

Tätigkeitsbericht – Kassenbericht – Wahl des 1. stellv. Vorsitzenden – Verschiedenes.

20.00 in der bewirtschafteten Stadthalle (am westlichen Stadtrand) „Lied und Sage aus Hohenlohe“ unter Mitwirkung des Chors der Gemeinde Bühlerzell.

Leitung: Karl Schumm, Fürstl. Hohenlohischer Archivrat, Neuenstein.

Sonntag, 25. Juni:

10.00 in der Gewerblichen Kreis-Berufsschule (Sudetenstraße, nordwestlich über der Bahn) Mitgliederversammlung des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg e. V.:

Jahresbericht – Kassenbericht – Entlastung – Jahresbeitrag – Verschiedenes.

10.45 in der Aula der gleichen Schule Feierstunde:

Begrüßungen

„Die Ohringer Landschaft und ihre Naturschutzgebiete“, Vortrag (mit Farbdias) von Oberstudiendirektor Dr. Hans Scheerer, Schorndorf.

12.30 Gemeinsames Mittagessen in der Stadthalle (DM 6,- mit Bedienung, Anmeldung erforderlich).

14.00 Führungen vom Marktplatz aus (Anmeldung erforderlich):

- a) Öhringen, Führung von Archivrat Karl Schumm, Neuenstein. DM 1,-.
- b) Neuenstein, Schloß und Schloßmuseum. Mit Omnibusfahrt Öhringen-Neuenstein-Öhringen (Rückkunft 17.15 Uhr). DM 2,-.
- c) Studienfahrt „Natur- und Landschaftsschutzgebiete der Waldenburger Berge“ unter Führung von Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder,

Stuttgart. Öhringen – Viehweide – Entlesboden – Obere Weide – Neumühle – Rößlesmahdsee – Kupfermoor – Öhringen (Rückkunft 18.45 Uhr). DM 4,50.

Über die Dauer der Veranstaltung findet im Weygang-Museum, Karlsvorstadt, eine von Archivrat Karl Schumm vorbereitete Ausstellung von Werken des Malers Johann Jakob Schillinger statt.

Schwarzwald-Tage

Ferienwoche

Villingen, 22.–29. Juli 1967

Wir wiederholen die in Heft 1/1967 der „Schwäbischen Heimat“ enthaltene Einladung zu unserer, dem mittleren Schwarzwald gewidmeten, Ferienwoche. Die Unterbringung erfolgt in guten Hotels und Gasthäusern (Preis für eine Übernachtung mit Frühstück zwischen etwa DM 10,- und DM 15,-); die Essen werden nach Karte eingenommen. Die Vermittlung der Zimmer geschieht ohne Ausnahme über die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes. An Gebühren fallen an: 1. die Teilnehmergebühr in Höhe von DM 10,- (für Nichtmitglieder DM 15,-); die Teilnehmerkarte, die gegen diese Gebühr ausgestellt wird, berechtigt zum freien Eintritt in alle Veranstaltungen und zur ermäßigten Beteiligung an den Studienfahrten (die unten in Klammer angegebenen Preise sind von Personen ohne Teilnehmerkarte zu zahlen); 2. die Preise für die im Programm enthaltenen Studienfahrten; 3. den Preis für die Gesellschaftsfahrt Stuttgart-Villingen-Stuttgart zu DM 14,- (falls gewünscht).

Jeder Teilnehmer erhält auf seine Anmeldung hin zunächst eine vorläufige Bestätigung. 4 Wochen vor der Veranstaltung gehen ihm folgende Unterlagen zu: die Teilnehmerkarte, ein ergänztes und berichtigtes genaues Programm, der Quartierschein, ein Stadtplan von Villingen (mit Markierung der für die Veranstaltung wichtigen Räumlichkeiten), die Fahrscheine für die Studienfahrten und allenfalls auch die Gesellschaftsfahrt, eine Rechnung über die an uns abzuführenden Beträge. Wir empfehlen, vor Empfang dieser Rechnung keine Einzahlungen vorzunehmen (die Sitzplatzordnung bei den Studienfahrten richtet sich nicht nach dem Einzahlungsdatum, es kann nach Belieben Platz genommen werden). Bei Absagen nach dem 23. Juni wird die Teilnehmergebühr als Geschäftsgebühr eingezogen.

Program m

Samstag, 22. Juli:

Anreise

20.00 Eröffnung im Matthäus-Hummel-Saal der Stadt Villingen.

Begrüßungen.

Ansprache von Oberbürgermeister Severin Kern.

Sonntag, 23. Juli:

11.00 im Matthäus-Hummel-Saal: Max Rieple liest aus eigenen Werken.

14.00 Führungen (wechselweise mit Treffpunkt Münsterplatz):

a) durch das Museum mit Villingen Kunst und Kunsthandwerk im Alten Rathaus und durch die Schwarzwald-Sammlung im ehem. Waisenhaus des Hl.-Geist-Spitals, von Stadtarchivar Dr. Wollasch;

b) durch das neue Villingen (im Omnibus) und die Altstadt von Oberbaurat Nägele.

Montag, 24. Juli:

8.30 Studienfahrt unter Führung von Professor Dr. Dr. G. Merkle:

Villingen – Buchenberg (romanische und frühgotische Kirche mit Wandbildern) – Königsfeld – Schramberg (Burgruine Falkenstein, Falkensteiner Kapelle) – Schiltach – Alpirsbach (hochromanische Klosterkirche, frühgotischer Kapitelsaal, spätgotischer Kreuzgang) – Wolfach – Hausach – Gut-

ach – Hornberg – Triberg (Wasserfälle, Wallfahrtskirche Maria in der Tanne, Heimatmuseum mit Trachten, Handwerk, Musikinstrumenten und einem Relief der Schwarzwaldbahn) – St. Georgen – Villingen. DM 12,- (13,50).

Dienstag, 25. Juli:

8.30 Vorträge im Matthäus-Hummel-Saal:

- a) „Denkmalpflege im Schwarzwald und Freilichtmuseum Vogtsbauernhof“ (mit Lichtbildern) von Studienprofessor Hermann Schilli;
- b) „Volkskundeforschung in Freilichtmuseen in Rumänien“ (mit Lichtbildern) von Baudirektor a. D. Walter Kittel.

14.00 Studienfahrt unter Führung von Studienprofessor Hermann Schilli:

Villingen – Vöhrenbach – Furtwangen – Schwarzwald – Triberg – Schonach – Oberprechtal – Gutach (Besuch des Freilichtmuseums Vogtsbauernhof) – Villingen. DM 8,50 (10,-).

Mittwoch, 26. Juli:

8.30 Befahrung und Begehung des Villingener Stadtwaldes unter Führung von Forstdirektor Dr. Rodenwaldt:

Fürstengrab des Magdalenenbergles – Pollenanalytische Untersuchungen und Waldgeschichte – Das Waldbild – Abschnittswälle am Kirnacher Kapf. DM 3,- (4,-).

14.30 Studienfahrt mit der Schwarzwaldbahn (Brücken, Schleifen, Kehrtunnels) unter Führung von Willy Baur.

Villingen – St. Georgen – Triberg – Hornberg – Triberg – St. Georgen – Hornberg. DM 4,- (5,-).

Donnerstag, 27. Juli:

8.30 Vorträge im Matthäus-Hummel-Saal:

- a) „Der Schwarzwald in geologischer Sicht“ von Willi Paul.
- b) „Die Anfänge des Klosters St. Georgen“ von Stadtarchivar Dr. Wollasch.

15.00 Studienfahrt nach Furtwangen:

Besuch des Uhren-Museums und Vortrag (mit Lichtbildern) von Oberbaurat Dr. Richard Mühe über die Geschichte der Schwarzwälder Uhrenindustrie. DM 6,- (7,-).

Freitag, 28. Juli:

8.30 Studienfahrt unter Führung von Oberforstrat Fritz Hockenjos:

Villingen – Hammereisenbach – Urach – Kalte Herberge – Weiterfahrt auf der Wasserscheide Rhein/Donau zwischen danubischer und rhenanischer Landschaft – Lachenhäusle – St. Märgen (Klosterkirche 1716–23, Wanderung durch den Pfisterwald) – weiter auf (sonst gesperrten) Waldwegen durch den Klosterwald von St. Peter nach St. Peter (Klosterkirche 1724–27 von Peter Thumb, Klosterbauten 1752–57 mit Bibliothek) – Sägendobel – Kandel (1243 m) – Waldkirch – Elztal – Prechtal – Villingen. DM 12,- (13,50).

20.00 im bewirtschafteten Kleinen Saal der Villingener Tonhalle geselliges Zusammensein mit verschiedenen Beiträgen.

Samstag, 29. Juli:

Abreise.

Studien- und Lehrfahrten 1967

Vgl. die Bekanntgabe in Heft 1/1967, S. 61–67. Bei folgenden Fahrten sind vorläufig noch Plätze frei: 16. Juli (Höhlen und Quellen), 9. September (Glocken in Hohenlohe) und 30. September bis 1. Oktober (Oberes Donautal). Baldige Anmeldung wird empfohlen. Alle übrigen Fahrten sind belegt, doch besteht u. U. bei folgenden Fahrten Gelegenheit zum Nachrücken: 10.–17. Juni (Ostfriesland), 8.–9. Juli (Nordpfalz usw.).

Rückkauf der „Schwäbischen Heimat“

Wir suchen folgende Jahrgänge der „Schwäbischen Heimat“ zurückzukaufen und bezahlen bei guter Erhaltung für jeden ungebundenen Jahrgang DM 5,-: 1950, 1951 und 1952. Ferner kaufen wir folgende Einzelhefte zurück: 1954/6 zu DM 1,50, 1957/1 zu DM 1,50, 1962/2 zu DM 2,-, 1964/1–3 zu DM 2,-.

Sinnvolles schenken

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM

Kunsthhaus

Schaller

STUTTGART MARIENSTRASSE 1 C



Stuttgarter Nachrichten Verlagsgesellschaft mbH · 7000 Stuttgart 1 · Postfach 550 · Telefon 299681

sparen



**BEI
DER**

COMMERZBANK

FILIALE STUTTGART KÖNIGSTRASSE 11-15 · GESCHÄFTSSTELLEN ÜBERALL IN DER BUNDESREPUBLIK



Seit 100 Jahren



Württembergische Hypothekenbank

7 **Stuttgart 1**, Postfach 770 · Büchsenstraße 28

Telefon 29 11 56 · Fernschreiber 07 22045

Zweigbüros

Berlin · Düsseldorf · Frankfurt/Main · Hamburg

**Pfandbriefe
und Kommunalobligationen**
als hochverzinsliche Kapitalanlage

Langfristige Hypothekendarlehen
für den Wohnungsbau,
für Umschuldungen und Modernisierung
von Grundbesitz

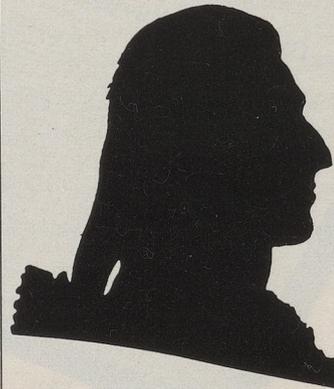
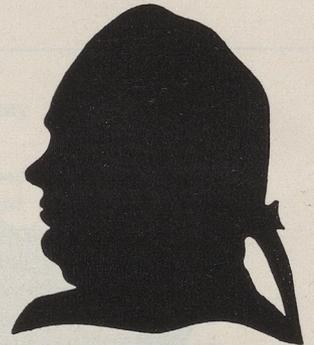
Kommunaldarlehen
an öffentliche Körperschaften
zu günstigen Bedingungen



ANNO
DAZUMAL

in Geschichten,
Berichten und
zeitgenössischen
Bilddokumenten

BÜRGER UND POET
Dichter aus Schwaben
als Menschen ihrer Zeit
charakterisiert und
illuminert von
PETER LAHNSTEIN
mit 72 Bildtafeln
DM 34.–



WÜRTEMBERG
ANNO DAZUMAL
Landschaft, Geist,
Menschen,
Geschehen im ehe-
maligen Königreich
– geschildert von

PETER LAHNSTEIN
Mit 65 Bildtafeln
DM 34.–

GELIEBTES
ALTES STUTTGART
Erinnerungen und
Begegnungen in der
weiland königlichen
Haupt- und Residenz-
stadt aufgezeichnet von
RICHARD ZANKER
mit 50 Aquarellen,
Stichen, Faksimiles
DM 29.50



franckh

Die Bücher aus dem
Franckh-Verlag (Kosmos-Verlag), Stuttgart
führt jede Buchhandlung

Seit 1804

F. Aigner Buchhandlung
vormals Hofbuchhandlung

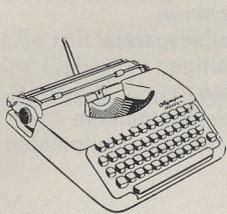
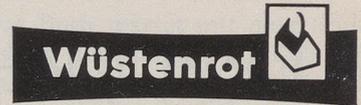
Ludwigsburg, am Arsenalplatz
Telefon 2 33 23
(auch Württembergica)

Auch künftig:

**Bausparvergünstigungen in alter
Höhe und Baugeld zu nur 5 0/0**

1966 wurden mit Wüstenrot-Hilfe an jedem Arbeitstag 150 Häuser finanziert – mit Baugeld zu nur 5%. Zwei Drittel der Bauherren dieser Häuser sind Arbeiter und Angestellte. Unterrichten Sie sich über das auch weiterhin staatlich geförderte Bausparen beim Wüstenrot-Haus, 714 Ludwigsburg.

Größte
deutsche
Bausparkasse



Olympia Splendid 33
mit Koffer **178.- DM**



Olympia Monika
238.- DM
mit Koffer **268.- DM**

Schreibmaschinen

kaufen Sie sehr günstig im

**BÜROMASCHINENHAUS
STUTT GART AM MARKT
RUF (07 11) 29 20 45 - 48**

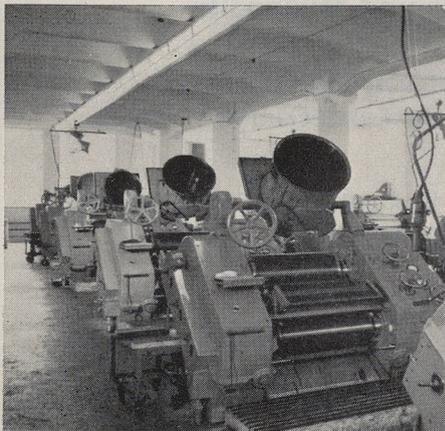
haufler



WENN GELD –

Geld bringen soll oder Geld gebraucht wird

VOLKSBANK



Kast + Ehinger GmbH Druckfarbenfabrik Stuttgart-Feuerbach

In modernen hellen Produktionsräumen wird die Farbe auf Dreiwalzenstühlen angerieben

Wir sind bekannt für unsere große Auswahl

Holzschnitzereien

aus Oberammergau und Südtirol
Kruzifixe, Madonnen, Krippenfiguren.

Kunstblätter

religiöse und profane Kunst
Auf Wunsch auch gerahmt oder aufgezogen.

Bücher

aus allen Wissensgebieten.

Bitte fordern Sie unsere kostenlosen Bildprospekte an.

KEPPLERHAUS GMBH BUCH- UND KUNSTHANDLUNG
STUTTGART · TÜBINGER STR. 45

Raber u. Märcker

ADREMA Adressier- und Organisations-Anlagen
ADREMA Postbearbeitungsmaschinen
APECO Elektrostatische Photokopiergeräte
ROTO Bürodrucker und Vervielfältiger
WANDERER Buchungsautomaten
WANDERER Elektronische Rechenautomaten
WANDERER Fakturier- und Abrechnungsautomaten

Stuttgart N · Fritz-Elsas-Straße 48 · Telefon 22 55 41

neuezeitliche
Büromaschinen



Ich bin das Büchermännle!

*Schauen Sie! In diesem Firmenzeichen stehe ich
und trage das Buch.*

*Verlangen Sie deshalb im Fachhandel
bei Schulartikel, Durchschreibebücher,
Geschäftsbücher, Fotoalben oder Kalender **embag***

*Ich springe auch — wie jetzt — aus dem Rahmen,
wenn Sie Drucksachen brauchen.*

*Sie sehen — alles in einem Haus — mein Betrieb
ist vielseitig.*

Emil Bandell AG

*Buch- und Offsetdruckerei, Geschäftsbücher, Kalender
7 Stuttgart W, Reuchlinstraße 19-21, Ruf *6 71 46*

**Sie besuchen die Bundesgartenschau
in Karlsruhe?**

Dann möchten Sie sicher auch mehr über das
Karlsruher Schloß wissen!

Nehmen Sie dazu diese kleine Schrift mit

**Gerda Franziska Kirchner:
Das Karlsruher Schloß
als Residenz und Musensitz**

Herausgegeben von der Kommission
für geschichtliche Landeskunde in Baden-
Württemberg

78 Seiten und 16 Abbildungen. Kartoniert mit
Schutzumschlag DM 4.80



W. Kohlhammer Verlag

Württembergica

Gotthilf Kleemann

Schloß Solitude bei Stuttgart

Aufbau, Glanzzeit, Niedergang

*Band 19. 276 Seiten. 20 Seiten
Abbildungen. Kart. 19,50 DM.*

Das Buch wartet mit einer Fülle bisher unbekannter Details auf und ist ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte der Solitude.
Stuttgarter Leben

Gerhard Wein

Die mittelalterlichen Burgen im Gebiet der Stadt Stuttgart

Band 20. Ca. 220 Seiten. Kart.

Dieses Werk ist der erste Teil einer großen Arbeit, in der alle mittelalterlichen Burgen und Ansitze beschrieben werden.

Maria Zelzer

Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden

*Ein Gedenkbuch, herausgegeben
von der Stadt Stuttgart*

*Sonderband. 540 Seiten und 48
Abbildungen. Leinen. 19,80 DM.*

... ein würdiges Denkmal der Stadt Stuttgart für ihre jüdischen Mitbürger.
Politische Studien, München

Chronik der Stadt Stuttgart 1913 - 1918

Band 16

Erscheint im Juni 1967.

Chronik der Stadt Stuttgart 1938 - 1945

Band 18

In Vorbereitung.

Wilhelm Kohlhaas

Chronik der Stadt Stuttgart 1918 - 1933

*Band 17. 379 Seiten. 24 Seiten
Abbildungen. Leinen. 15,- DM.*

Der vorliegende Band gehört in den Schrank eines jeden, der sich mit Schwabens Hauptstadt verbunden fühlt!
Baumeister-Zeitung, Stuttgart

Karl Weidle

Der Grundriß von Alt-Stuttgart

*Band 14 und 15. Teil I: Textband.
102 Seiten. Teil II: Atlas mit 30
Tafeln, 34 Karten und Plänen.
Großformat. Im Schuber 40,- DM.*

Man kann den Stuttgartern nur zu diesem aufschlußreichen Werk der Heimatgeschichte gratulieren.
Schwäbische Heimat, Stuttgart

Ernst Klett Verlag Stuttgart

Reisebücher und Reiseführer bei Kohlhammer



Jan Svoboda · Tschechoslowakei

Landschaft, Geschichte, Kultur

196 Seiten. 16 Bildtafeln. 1 Karte. Leinen DM 19.80

Das Buch ist all denen gewidmet, die in die Tschechoslowakei reisen wollen, vor allem auch den vielen Deutschen, die Bindungen an dieses Land haben. Es möchte die Augen für die Schönheiten dieser alten Kulturlandschaft öffnen, in gleichem Maße aber auch zur Vorbereitung und Nachlese einer Reise dienen. Was das Buch besonders liebenswert macht, ist die Anschaulichkeit und Begeisterung, mit der uns der Autor seine Heimat schildert. Es ist jedoch ein ebenso gründlich informierendes Reisebuch.

Günter Wachmeier · Prag

Kunst- und Reiseführer

400 Seiten, 12 Kunstdrucktafeln, 2 mehrfarbige Stadtpläne, 4 einfarbige Kartenausschnitte, 51 Grundrisse und Zeichnungen, 3 Stiche, 1 Verkehrszeichentafel. Flexibler Balacron-Einband. DM 19.80

Ein Prag-Führer, wie es ihn bisher noch nicht gab: umfassend und zuverlässig, mit einer Fülle von Einzelheiten, handlich und ganz auf die praktischen Belange zugeschnitten. Ob Sie einen Tag, eine Woche oder länger in Prag sind – mit diesem Führer in der Hand kennen Sie sich sofort aus.

Josef Maximilian Wiesel · Rom

Kunst- und Reiseführer

4., erweiterte Auflage. 318 Seiten, 8 Tafeln, 13 Zeichnungen, 1 Grundriß und 1 farbiger Stadtplan. Flexibles Leinen DM 17.80

„Dies ist nicht eigentlich ein Reiseführer, sondern ein komplettes kunsthistorisches Handbuch für Rom. Es besticht durch seine systematische übersichtliche Anordnung. Auf einen chronologischen Teil, der die Kunst- und Baugeschichte Roms von den Etruskern bis zur Moderne darstellt, folgen knapp, aber ausreichend informierende Angaben über Museen, Galerien, Baudenkmäler, Brunnen und, nicht zu vergessen, die herrlichen Plätze Roms.“
Die Bücherkommentare

Josef Maximilian Wiesel · Mittelitalien Toscana-Umbrien

Ein Reiseführer

258 Seiten mit Kartenskizzen und 10 farbigen Plänen. Zweifarbiger Plastikeinband DM 9.80

„Wiesel hat einen Führer für diese Gegend geschrieben, der schlechthin unübertrefflich ist. Er berücksichtigt einfach alles, was man sich hier anschauen kann, und das alles übersichtlich zusammengestellt und handlich in flexibler, unverwüstlicher Plastik eingebunden, so recht zum x-tenmal am Tage aus der Tasche gezogen zu werden.“
Stuttgarter Zeitung

Carl Ernst Köhne · Ägypten

Landschaft, Geschichte, Kultur

248 Seiten, 16 Kunstdrucktafeln. Leinen DM 19.80

In diesem Buch sind 5000 Jahre Kulturgeschichte des Landes am Nil eingefangen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft: das ist Ägypten – vergangenes koptisches Christentum und lebendiger Islam, Pyramiden und Assuan-Staudamm, Pharaonen-Dynastien und gemäßigter Sozialismus: all das existiert zwischen Alexandria und Abu Simbel.

Carl Ernst Köhne · Belgien und die Niederlande

Landschaft, Geschichte, Kultur

243 Seiten, 24 Abbildungen und 7 Karten. Leinen DM 19.80

„Das Buch ist eine ausgezeichnete Kombination von Kulturgeschichte und Reiseführer. Die Reisen, die Köhne vorschlägt, sind spannende Ausflüge in eine zweitausendjährige Geschichte, zu der die Römer und das Reich Karls des Großen ebenso gehören wie Till Uylenspiegel, Erasmus von Rotterdam, die großen niederländischen und flämischen Maler und die neue Welt, die die Holländer seit Jahrhunderten und noch heute Stück für Stück dem Meer abgewinnen.“
Westdeutscher Rundfunk

Oto und Lise Bihalji-Merin · Jugoslawien

Kleines Land zwischen zwei Welten

2., neubearbeitete und erweiterte Auflage. 310 Seiten und 24 Kunstdrucktafeln. Leinen DM 24.80

„Was die beiden Autoren ausgewählt haben, gehört mit zum Reizvollsten und Sehenswertesten, und sie schildern es so lebendig, kräftig, anschaulich und poetisch, daß man sich gern verzaubern läßt und die Begegnung mit dem Buch als einen Glücksfall betrachtet. Auch die beigefügten Photos sind sehr schön, zeigen das Land, die Kunstwerke, die Städte und Menschen, die Relikte der alten Kulturen.“
Bücherschiff

hohenloher

SCHULMÖBEL

HOHENLOHER SCHULMÖBELFABRIK SCHAFFITZEL KG 7110 ÖHRINGEN

..für
gesundes
Lernen
der Jugend

TELEFON 07941/7001
TELEGRAMM: JKA ÖHRINGEN

POSTSPAREN



überall Spargeld immer Bargeld

**Es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt!**

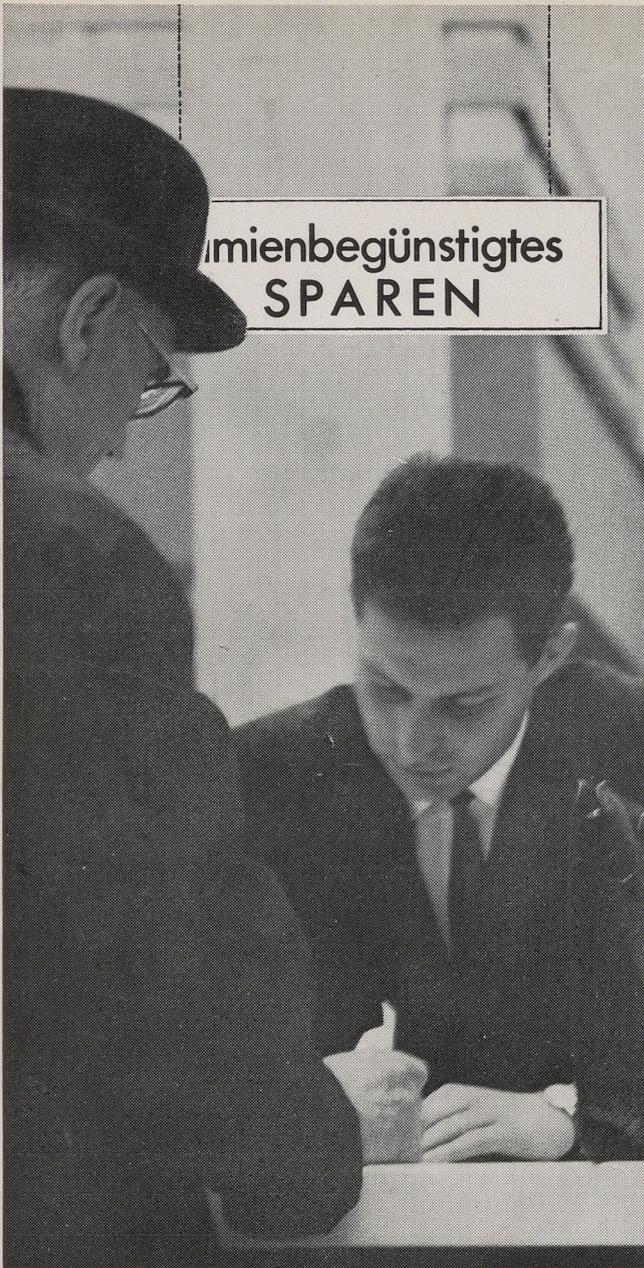
Das baden-württembergische Nachbarrecht

11. überarbeitete Auflage 1965. 128 Seiten. Kartoniert mit Klarsichtfolie DM 5.60

Diese erläuterte Textausgabe ermöglicht allen Haus- und Grundbesitzern, den Landwirten, den Obst- und Weinbauern, sich rasch über alle Fragen des Nachbarrechts zu unterrichten. Das kleine Werk enthält z. B. die für die Praxis so wichtige Zusammenstellung der Mindestabstände für tote Einfriedungen, Spaliervorrichtungen und Pflanzenanlagen. Ein Aufsatz von Ministerialrat Paul Holch über das Nachbarrechtsgesetz und das Bauen mit Zeichnungen und Planskizzen wurde angefügt.



Verlag W. Kohlhammer GmbH Stuttgart



Prämienbegünstigtes
SPAREN

Eine Rechnung, die immer aufgeht

12x100 DM = 1.950 DM. Stimmt denn das? In der Schule falsch, beim Prämienbegünstigten Sparen aber richtig. Eine staatliche Prämie von 20 bis 30 %, Zinsen und Zinseszinsen der Sparkasse machen mehr aus Ihrem Geld. Arbeitnehmer nutzen zusätzlich das Vermögensbildungsgesetz. 312 DM jährlich sind lohnsteuer- und sozialabgabenfrei, also weitere 100 DM gespart. — Die Rechnung geht auf. Übrigens: Wenn Sie vor dem 30. Juni mit dem Prämienbegünstigten Sparen anfangen, gewinnen Sie auch noch ein halbes Jahr Zeit.



Wenn's um Geld geht
SPARKASSE

Schwäbische Bank

AKTIENGESELLSCHAFT

STUTTGART IM KÖNIGSBAU

Postfach 2623 Telefon 29 51 37/38, 29 69 06/07, 29 68 63 Telex 07-23 812

WERKDRUCK

KATALOGE

ZEITSCHRIFTEN

PROSPEKTE

ROTATIONSDRUCK

Fordern Sie unverbindlich Angebote

WAIBLINGER KREISZEITUNG

Remstal-Bote GmbH.



705 Waiblingen
Siemensstraße 11
Telefon (071 51)
5 97 51 / 3

„Ihr guter Partner,
wenn's um Klischees geht!“

„Kühnle Nellingen“ garantiert
Ihnen hochwertige Ätzungen
für Buch- und Offsetdruck.
Vernünftige Preise und
zuverlässigen Kundendienst.

Bitte, lassen Sie sich
unverbindlich beraten.

Carl Kühnle
Grafische Kunstanstalt
7302 Nellingen/Esslingen
Fernruf 34493

ein guter
Partner
wenn's um
Kühnle 
Klischees
geht